

VOL. 1

zeitmitschriften

CONGLOMERAT

CONGLOMERAT

CONGLOMERAT



Vorwort

Es ist morgens. So gegen 9 oder vielleicht 8. Wir sind in letzter Zeit früh wach. Vor uns steht Kaffee, wir teilen, es wird nicht reichen und eine von uns, ich weiß nicht wer, wird einen zweiten aufsetzen. Ich sitze auf dem Stuhl beim Kühlschrank und Jade fragt mich, was ich jetzt gerade am liebsten im Leben machen würde, was mein Traumprojekt wäre. Ich antworte ihr und stelle die obligatorische Gegenfrage:

Und du?

Ich würde gerne ein gemeinschaftliches Journal gründen.

Jade sitzt mir jetzt gegenüber.

Warum machst du es nicht?

Das Conglomerat ist als gemeinschaftliches Projekt gedacht, das vor allem Mitschriften einen Raum geben soll, die bisher keinen hatten. Es hilft Texten und Bildern an die Oberfläche, die bislang in Schubladen, Notizbüchern oder digitalen Dokumenten weitestgehend ungelesen geblieben sind, und widmet diesen sowie Beiträgen, die eigens für das Journal geschrieben und gestaltet wurden, eine gedruckte Ausstellung.

Das Thema dieser ersten Ausgabe, Zeitmitschriften, ist einem gleichnamigen Seminar entlehnt, das Nils Plath vor einigen Jahren an der Universität Erfurt gegeben hat, und dem wir an dieser Stelle für die schöne Inspiration danken wollen. Eine Zeitmitschrift, das kann ein Zeitungsartikel, ein Tagebucheintrag, oder auch die künstlerische Verarbeitung zeitgenössischer Themen und politischer Debatten sein. Wir können mitschreiben, um zu dokumentieren, um uns in die Zeit einzuschreiben, um ihren Verlauf sichtbar zu machen oder ihn auszulöschen. Die folgenden Beiträge zeigen, wie vielfältig sich das Thema denken lässt und sollen dazu anregen, Texte und Bilder danach zu befragen, was und wie durch sie mitgeschrieben wird.

Auch durch das Format wird dem Thema der Ausgabe Rechnung getragen. Das Journal soll kreativen Ausdrücken unterschiedlicher Art eine Veröffentlichung ermöglichen, ohne Expertentum einzufordern. Stattdessen sollen Einreichungen von erfahrener(en) Schriftsteller:innen und Künstler:innen neben Beiträgen von Gelegenheitskreativen stehen. Durch das Nebeneinander der Beiträge will das Journal darauf aufmerksam machen, dass Zeitmitschriften in unterschiedlichsten Kontexten entstehen und dass einerseits öffentlich, andererseits aber auch nebenbei, privat, vielleicht sogar heimlich, mitgeschrieben wird.

Das Ergebnis ist ein "kleines Archiv", das Einblick gibt in Schubladentexte und (Wohnzimmer-)Ateliers.

Unser größter Dank geht an die insgesamt 32 Künstler:innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, die ihre persönliche Note in diese Zeitschrift haben einfließen lassen und ohne deren Mithilfe dieses Journal nicht möglich gewesen wäre. Zudem danken wir Felix Walter, der mit seinem Layout dem Conglomerat diesen schönen Rahmen gegeben hat, und nicht zuletzt dem Studierendenrat der Universität Erfurt, der unser Projekt mit Enthusiasmus aufgenommen und so großzügig finanziell unterstützt hat.

Das Logo, der Fisch, war eine spätere Idee, aber auch eine Idee aus der Küche. Über dem Tisch, an der Wand neben dem Stuhl beim Kühlschrank, hängt eine zerfledderte Stadtkarte von Erfurt. Sie gehört nicht uns, also jetzt vielleicht schon, aber nicht ursprünglich. Sie war schon da, als wir eingezogen sind. Jemand, den wir nicht kennen, hat einige Stellen auf der Karte mit kleinen Kreuzen markiert. Und dieselbe Person, oder eine andere, hat die Umrisse von Erfurt – zugegebenermaßen frei – nachgezeichnet und darin einen Fisch entdeckt und freigelegt. Obwohl die Karte alt und hässlich ist, haben wir sie nie abgehängt.

Nina Sassenroth & Jade Pannier

Inhalt

Die Jahre fressen die Sprachen	Valerie Zichy	9
Der Turm aus Lehm	Levin Simmet	10
Bangkok Serenade	Moriz Ranglack	12
Blau	Primin Karg	13
Koma	Jannik Schorn	14
Collage: Zitrone im Kaffee	Tair Borchardt	17
tick.	Sina Aebischer	18
27club	Luzie Kazorke	20
Vom Mädchen und dem Fluss	Selina Echter	22
lavender	Nora	25
Hamburg, Baumwoll	Constantin Schönfelder	26
Hamburg-Melancholie	Jade Pannier	27
Teil einer Kolonne	Hannelore Reichenbach	30
Floating	Laura Ragab	32
Will I / ever / be safe from you?	Miriam Meuser	33
Dehnungen des Realismus	Lukas, Philipp und Florian	34
Atrophie	Lukas Gutsfeld	35
An der Stadtautobahn	Philipp Cyprian	37
Die perfekte Zitrone	Florian Jäger	39
bODEn	Mia Tausend	41
F M.	Anonym	42

Restaurationsbericht	Kaisa Eilenberger	45
zwischen	Sophie OTS	48
Collage	Luise	51
Fahrtenbuch	Bianca Tschaikner	53
Totensonntag 2022 am Lubminer Strand	Sanja Bahr	57
Mooswelten	Jade Pannier	58
Wunder Punkt	Leon Zechmann	62
liebes jüngerer ich	Luna Malin	64
[titellos]	Felicitas	65
Im Zimmer ist das Licht dunkelorange	Tair Borchardt	66
Eine Zeitmischrift vom Campusfestival	Alina Ruß	68
ewige gartenparty.	Luzie Katzorke	69
Mantra der Güte	Moriz Ranglack	70
Per aspera ad astra	Moriz Ranglack	70
Gedanken einer Sonnenblume	Melina Dimitriadis	71
Anekdote aus dem Beichtstuhl	Nina Sassenroth	72
Ich weiß es doch	Levin Simmet	74
Fluchterfahrung aus seinem Buch	Zerdest Xani	76
„Alles hat ein Ende nur die Wurst hat zwei“	Josephine Krenz	77
Die Beitragenden		80

Die Jahre fressen die Sprachen

die jahre fressen die sprachen
reißen sie aus mündern, köpfen
entwurzlung einer grammatik, habe worte verloren bevor ich
sie denken konnte
bevor ich denken konnte löchrige stellen im grund
gebrochene beine, fingernägel
glas im mund
all meine mütter haben zerschnittene zungen, legen sie vor dem
schlafen aufs fensterbrett
hoffen auf regen
hoffen dass die zeit ihren hunger stillt & beginnt zu schweigen

Der Turm aus Lehm

Ich wuchs auf, umgeben von weiten Feldern, grünen Wiesen und sonst nicht viel. Beschützt, behütet in einer kleinen Oase dörflicher Idylle, zwischen Menschen, die ihre Dächer selber decken, und zur Not aus allem Alles basteln können. Ein bisschen MacGyver werden vielleicht manche Leute sagen. Ein bisschen Punk sagen meine Eltern bis heute und lächeln dabei verschmitzt, während sie an ihre Jugend denken. Als Kind war ich immer irgendwie isoliert, auch wenn sich das fast nie so angefühlt hat. Mein Elfenbeinturm bestand aus Lehm und Holzbalken. Er war umgeben von Rasen, Beeten und einer niedrigen Steinmauer, auf der meine Mutter ihre Sammlung an kleinen Pflänzchen großzog, die sie manchmal im Urlaub am Wegesrand ausgrub und mitnahm. Als Kind hatte man mir erzählt, unser Haus sei 400 Jahre alt und einmal eine Räuberhöhle gewesen. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Es gab auch andere Kinder im Ort, aber die waren zu alt, zu jung, oder kamen aus merkwürdigen Familien. Einmal fanden die Eltern eines Jungen Musik auf seinem Mp3-Player, die er von einem anderen Jungen aus einer solchen Familie bekommen hatte. Marschmusik nannten es die Erwachsenen und zogen ernste und bedeutungsvolle Gesichter. Ich stand zwischen ihnen und verstand nicht, was damit gemeint war. Musik ist doch einfach Musik. Mit der Situation konfrontiert, ließ die Mutter des Jungen, von dem die Musik kam, verlauten, sein Vater sei ja keiner von „Denen“. Er hätte lediglich eine Faszination für Kriegsdenkmäler. Wer „Die“ sein sollten, konnte ich mir damals noch nicht so ganz zusammenreimen. Überhaupt verbrachte ich eine Menge Zeit zwischen Erwachsenen, die meistens rauchend Gespräche führten. Ich saß leise zwischen ihnen und hörte angestrengt und manchmal etwas aufgeregt zu. Selten habe ich mir selbst erlaubt, eine Frage zu stellen, denn dann hätte ich mich als das Kind in der Runde entlarvt. Manche Menschen hatten zu mir gesagt, ich solle versuchen, so lange wie möglich Kind zu bleiben. Allerdings hatten mir dieselben Leute auch erzählt, die Schule sei im Nachhinein die schönste Zeit des Lebens, und ich wollte niemandem glauben, der sich so unseriös äußert. Also saß ich zwischen den Erwachsenen und nickte an Punkten im Gespräch, die mir strategisch richtig erschienen. Das fiel mir stets leichter als Gespräche mit Gleichaltrigen. Generell glich mein Umgang mit anderen Kindern immer einem Tanz, bei dem ich mir selbst permanent auf die Füße trat. Aber nicht nur verbal klaffte ein großer Abstand zwischen mir und den Anderen. Anders als die meisten Kinder aus meinem Dorf, ging ich in der Stadt zur Schule. Natürlich weiß ich heute, dass Weimar nicht wirklich eine Stadt ist. Es ist ein hübsch hergerichtetes Freilichtmuseum, in dem Punkt 21 Uhr die Lichter gelöscht werden. Aufregend war es trotzdem, wenn auch nicht ganz unproblematisch. Im Gegensatz zu mir konnten die anderen Kinder nach der Schule noch zu anderen Kindern eingeladen werden. Ich musste schauen, dass ich meinen Weg zurück in meinen Turm, innerhalb der Grenzen dieser niedrigen Steinmauer, finden würde. Es ist schwierig, Schulkinder in einen Ort einzuladen, der sich nicht einmal mit dem Bus erreichen lässt. Dadurch nahm ich in der Schule immer eher eine Außenseiterposition ein. Damals hat mich das aber garnicht so sehr gestört und

ich muss gestehen, dass ich nicht weiß ob es mich heute stört. Generell weiß ich nicht, wie ich mich im Hinblick auf die begrenzte Menge an Außeneinflüssen in meiner Kindheit fühlen soll. Bis heute würde ich mich selbst als etwas weltfremd bezeichnen. Ich weiß noch, wie meine Eltern mich als kleinen Jungen zur Geburtstagsfeier des Automechanikers aus dem Nachbardorf mitnahmen. Die Veranstaltung hatte einen Showteil und so stand ich, klein wie ich war, zwischen den Beinen der Erwachsenen in einem ziegelroten Zelt aus Stoff und schaute zu. Ich sah geschminkte Männer, die in hohen Stiefeln, schummrigem Licht und leichter Kleidung tanzten. Und ich verstand nicht ganz das Lachen der Leute, als sie meinen Vater aus dem Publikum zerrten, ihn auf einen Stuhl fesselten und mit vielen Gebaren Lippenstiftabdrücke auf der Stirn hinterließen. Aus dem Publikum waren laute Pfiffe zu vernehmen gewesen, und manche Personen riefen Anfeuerungen, stets gefolgt von noch mehr Gelächter. Ich hatte nichts gerufen, weil man mir beigebracht hatte, dass man Leute, die etwas vorführen, nicht unterbricht. Für mich war das nur ein Tanz, so wie viele Leute tanzen. Rückblickend verstehe ich die Ausgelassenheit und das Bedürfnis, einen Moment auszukosten, wie es ihn in diesem anderen Dorf wohl nicht so häufig geben durfte. Mich langweilte dieser Teil des Abends eher ein wenig. Für mich fügte er sich nur in eine lange Reihe von Veranstaltungen ein, die scheinbar nur Erwachsene verstehen und genießen können und bei denen ich nur zufällig auch anwesend war. Dennoch wartete ich geduldig ab, weil mir meine Mutter versprochen hatte, dass ich danach wieder zum Schokoladenbrunnen gehen durfte. Ich hatte noch nie zuvor einen Schokoladenbrunnen gesehen. Für mich war es das erstaunlichste Ding, dass mir bis zu diesem Punkt untergekommen war. Manchmal wünsche ich mir, ich hätte mir den kindlichen Blick auf die Dinge noch etwas mehr bewahrt. Dass Musik immer nur Musik wäre und sich Tänze nicht durch ihren Kontext, sondern nur ihre Ästhetik auszeichnen. Symbolik könnte für mich immer noch nur ein Wort sein, das schlau klingt und bei dem Erwachsene erstaunt gucken würden, wenn ich es benutze. Aber das war der Preis für das Verlassen des Turms. Ich schaue immer noch mit viel Liebe auf ihn zurück und wenn ich heimkomme, bin ich immer ein wenig überwältigt. Seit ich denken kann, ist dieser Ort eine Baustelle gewesen, selten länger als zwei Wochen unverändert. Ich könnte ihn mit vielen Worten beschreiben. Fertig gehört nicht dazu. Jede Rückkehr zu diesem alten Bauwerk ist auch eine Entdeckung von etwas Neuem. Aber das ist das Schöne an Lehm. Er ist nicht so edel wie Gold oder Marmor. Aber er ist formbar und dennoch verlässlich. Er hält im Winter warm und im Sommer kühl, und in ihm findest du, in kleinen Abdrucken von Fingerspitzen, deinen eigenen Willen zur Veränderung wieder. Als Kind hat man mir erzählt, dieses Haus sei 400 Jahre alt, und einmal eine Räuberhöhle gewesen. Irgendwann war ich alt genug, um das kritisch zu hinterfragen. Nach allem, was ich über die Welt gelernt habe, wäre es leicht gewesen, das abzutun. Doch ich entschied mich, daran zu glauben. Und das tue ich bis heute.

Bangkok Serenade

Blitzendes China Town

Im fallenden Abendgrauen

Schweißtropfen prallen auf den Asphalt

Hastende Silhouetten wechseln ihre Gestalt

Unter dem glühenden Wok heult das Feuer

Beleuchtet Gehweg, Straße und Gemäuer

Ein altes Paar, gebeugter Schritte,

steht in ihrer Mitte

Tiefe Falten berichten von verlebten Nächten

Von ekstatischen Höhenflügen und dunklen Schächten

Ihre zarten Hände teilen sich eine Welt

Einen Ort, der vielleicht bald zerfällt

Blau

öfter blau gewesen
als der Himmel, mehr gelesen
mehr gedichtet, mehr gereimt
laut gelacht und oft geweint
gut mit dir gegessen,
mit dir einfach dagesessen
ham uns lange angesehen`n
und die Zeit dabei vergessen
vorher einfach leer
bekommt Vieles plötzlich Wert
kleine Dinge
große Sachen
Augenringe
schönes Lachen

Koma

Auf dem Nachttisch tastet deine Mutter vergeblich nach einem Glas Wasser. Vor dem Einschlafen stellt sie sich normalerweise immer eins ans Bett, aber diesmal hat sie es vergessen. Ihr fällt ein, dass sie nachmittags eine kleine Volvic-Flasche am Getränkeautomaten im Krankenhaus gezogen und in ihre Handtasche gesteckt hat, und dass die Tasche auf dem Holzstuhl am Schreibtisch steht. Beim Versuch sich aufzurichten, verspürt sie einen drückenden Schmerz, der hinter den Augen beginnt und über ihre Schläfen, das Innenohr und den Hals bis in die Brust wandert, bis ihr übel wird. Sie glaubt, sich übergeben zu müssen, aber als sie auf der Bettkante sitzt, gleichmäßig atmet und zum Boden sieht, ohne sich auf etwas zu konzentrieren, verfliegt die Übelkeit. Nur der Kopfschmerz bleibt. Sie steht langsam auf. Das Mondlicht schimmert fahl durch die Schlitzfenster der Jalousien. Es ist, als würde sich die Dunkelheit wie ein breites Bettlaken über ihre Umgebung legen. Mit der Plastikflasche in der Hand setzt sie sich wieder aufs Bett und sucht in der Schublade ihres Nachttisches nach den Schmerztabletten und dem Beruhigungsmittel. Zwei weiße und eine gelbe Tablette zwingen ihre Nerven und den Verstand zur Ruhe.

Sie wacht erst wieder auf, als die Mittagssonne bereits ins Zimmer scheint. Einen Moment lang fühlt sie sich gut, leicht und unbeschwert, als wäre all das nicht passiert; als würde ihr Sohn nicht im Koma liegen; als würde sie später zur Arbeit fahren, wie an jedem anderen Tag auch, und danach mit dir und deiner Schwester zu Abend essen. Aber mit dem Einsetzen der Realität kehrt auch der dröhnende Kopfschmerz zurück, der Druck auf ihrer Brust und die Gewissheit darüber, dass sie sich anziehen und danach zum Krankenhaus fahren wird, dass sie deine Hand halten und sich von der Ärztin erneut erklären lassen wird, dass es keine Neuigkeiten gibt.

Nach ihrem Besuch bleibt sie an der Treppe vor dem Krankenhaus stehen, um eine Zigarette zu rauchen. Die Sonne ist hinter dunkelgrauen Wolken verschwunden und nach den ersten paar Zügen peitscht ihr kalter Wind ins Gesicht. Sie lässt den Rauch eine Zeit lang in ihrer Lunge zirkulieren und pustet ihn in die backsteinrote Leere vor ihren Füßen. Kurz darauf legt sie ihre Hand auf die Stirn, um das Dröhnen in ihrem Kopf, den Druck auf den Schläfen, im Hals, im Brustkorb zu beruhigen, aber es hilft nicht. Ihr Handy vibriert. Deine Schwester schreibt:

Hab Feierabend. Bin in fünfzehn Minuten am Krankenhaus.

Sie starrt eine Zeit lang auf das Display und liest die Nachricht wieder und wieder. Dann verstaubt sie das Handy in ihrer Tasche, zieht nochmal an der Zigarette und beobachtet eine junge Frau in dem kleinen Krankenhausvorgarten, die einen alten Mann im Rollstuhl vor sich herschiebt. Die Frau bleibt stehen, kniet sich neben den Mann und putzt ihm mit einem Taschentuch den Mund ab. Dann erhebt sie sich wieder, schaut sich einen Moment lang um, tritt hinter den Rollstuhl und schiebt weiter.

Der Tabak verglüht. Deine Mutter nimmt ihren letzten Zug, bevor sie den Stummel am Eisen des Mülleimers ausdrückt und darin entsorgt. Sie steigt die Treppen runter und geht zu einem kleinen Teich. Mit ihren Händen umschließt sie das geplatze Rot des Geländers und beobachtet die Goldfische und Karpfen. Während sich ihr Blick im Zappeln der Flossen unter der Wasseroberfläche verliert, setzt leichter Nieselregen ein. Sie fragt sich, wer entschieden hat, dass dich täglich nur eine Person für eine Stunde besuchen darf. Dann hört sie Schritte auf dem Schotter und dreht sich um. Deine Schwester umarmt sie zur Begrüßung.

Ihr Körper weigert sich zu weinen. Die Tränen wollen nicht kommen. Das Zittern bleibt aus. Es ist, als würde der Knoten in ihrem Hals, der sich immer fester zuzschnürt, den Zugang zur Trauer versperren. Auch als sie an deinem Bett sitzt und deine Hand hält, neben deinem aufgequollenen Körper, den piepsenden und zischenden Geräten und den Schläuchen, die dein Gesicht verdecken, passiert nichts. Sie erzählt dir von eurer Kindheit; von Erinnerungen, die neuerdings ihr Gedächtnis fluten. Vieles, von dem sie glaubte, es vergessen zu haben, wie die langen Autofahrten in den Urlaub, Nachmittage im Schwimmbad, das eine Mal, als du beim Klettern aufs Garagendach von einer Mauer gefallen bist und deine Mutter dich ins Krankenhaus gefahren hat; sie erinnert sich an den Alten von gegenüber, das Baumhaus, den Wetterboten, die Videospielabende, die Animeserien, die heftigen Diskussionen um Fernbedienungen und Süßigkeiten, die Beschimpfungen, die Ohrfeige, die sie dir einmal verpasst hat, weil du eindeutig zu weit gegangen warst, das Krächzen in deiner Stimme, wenn du schreist, die Zeit, in der du ständig auf den Gehweg gespuckt hast, den Tag, kurz nachdem sie ihren Führerschein gemacht hat, als ihr ins Einkaufszentrum gefahren seid, um dir neue Schuhe zu kaufen, und abends versucht habt, das Chili con Carne eurer Mutter zu kochen und gescheitert seid.

Deine Schwester verstummt, als eine Krankenschwester das Zimmer betritt, um deine Werte zu prüfen. Sie sagt, die Stunde sei gleich um. Deine Schwester nickt, streichelt über den eingerissenen Nagel deines rechten Daumens und starrt gedankenversunken auf die Schläuche vor deinem Gesicht. Ohne es zu wollen, konzentriert sie sich auf die Geräusche in ihrer Umgebung, das Piepsen der Geräte, dumpfe Schritte auf dem Flur, Stimmen aus anderen Zimmern. Als die Krankenschwester fertig ist, bleibt sie an der Tür stehen und wendet sich nochmal an deine Schwester. Bevor sie geht, sagt sie, wolle die Ärztin nochmal mit ihr reden. Sie solle unten am Empfang warten. Deine Schwester nickt. Sie schweigen kurz. Dann fügt die Krankenschwester hinzu, dass sie ruhig weiter mit dir reden solle. Obwohl du

nicht bei Bewusstsein seist, könntest du manches wahrnehmen, was um dich herum passiert, und die Stim-me einer geliebten Person könne helfen. Ok, sagt deine Schwester und bedankt sich. Trotz der Masken, die ihre Ge-sichter verdecken, wissen beide, dass sie einander gerade an-lächeln.

Mit der Zeit verschwimmen die Buchstaben auf den Formularen zu einem sinnlosen Strichgerinnsel. Ihre Ecken und Kanten verkeilen sich und ergeben keinen Sinn mehr. Deine Schwester hebt den Blick vom Schreibtisch, von den Anträgen für die An-wältin und die Krankenkasse. Sie schaut nach draußen zu dem Backsteingebäude gegenüber. In einem der Fenster brennt Licht und sie beobachtet einen Mann, der am Herd steht und kochen-des Wasser in einen Topf oder eine Tasse schüttet. Von weit her kann sie das leise Rauschen des Feierabendverkehrs hören, dem sie einen Moment lang lauscht, während der Knoten in ih-rem Hals sich ein wenig löst.

Dann wandert ihr Blick zu dem Collegenblock in einer der vier blauen Ablagefächer. Sie zieht ihn heraus und fängt an, darin zu blättern. Auf einer der Seiten hat sie versucht, euch zu malen, wie ihr Arm in Arm und grinsend nebeneinander-steht. Der Schirm einer Baseballcap steht dir senkrecht vom Kopf ab, was sie an die hellgraue Kappe mit dem weißen Yan-kees-Schriftzug denken lässt, die du über Jahre hinweg so gut wie jeden Tag getragen hast. Du hast das Haus nicht ohne sie verlassen, bis du sie irgendwann verloren hast. Wo, weiß sie nicht mehr; im Zug oder in einem Restaurant vielleicht. Je-denfalls hast du sie nicht wiedergefunden.

Sie blättert weiter. Auf einer anderen Seite die Skizze des Bildes, das ihr nicht mehr aus dem Kopf geht. Dein blasser Körper auf dem Sofa, der linke Arm unterm Kopf. Erbrochenes quillt aus deinem Mund. Sie hat das Gefühl, sich noch an al-les von jenem Abend erinnern zu können; an das Gespräch mit eurer Mutter, an die Suche nach dem Zweitschlüssel, die Ver-zweiflung, das Eintreffen der Sanitäter, die Schlaflosigkeit. Als immer mehr zurückkommt, schließt sie den Block und steckt ihn zurück ins Fach.

Nachts liegt sie hellwach im Bett, nur den schnurrenden Atem ihrer Freundin neben sich, während sie spürt, wie Neid in ihr aufsteigt; sie würde auch gerne schlafen. Stattdessen wartet sie darauf, wie das Scheinwerferlicht des nächsten vorbeifahrenden Autos über die weiße Zimmerdecke wandert. Es lässt lange auf sich warten. Als sie merkt, dass ihr Herz schneller schlägt und sie ungeduldiger wird, steht sie auf und geht in die Küche. Sie schüttet sich ein Glas Leitungswasser ein, lehnt sich gegen die Küchenzeile, trinkt und fängt an, die Stellen, an denen die weißgelbe Beschichtung des Heizkörpers bröckelt und der Stahlguss darunter sichtbar wird, zu zählen. Sie hat sie schon häufiger gezählt, aber in letzter Zeit kommt manchmal die eine oder andere Stelle hin-zu. Als ihre Füße kalt werden, leert sie das Glas und geht ins Schlafzimmer zurück. Sie setzt sich auf die Bettkante, fährt mit den Händen über ihre Oberschenkel und konzentriert sich auf ihren Atem. Dann legt sie sich wieder hin und wartet auf das nächste Auto, den nächsten Scheinwerfer, bis sie end-lich einschläft.



Collage: Zitrone im Kaffee

Tair Borchardt

tick.

In meiner Wohnung steht eine große orange-rote Box aus Metall. Sie ist zylinderförmig und hoch und hohl und tickt. Sie tickt. Sie tickt. Sie tickt, weil sie so viele verschiedene Zeiten in sich hält, die allesamt einen Weg nach draußen finden, die nicht mehr eingesperrt bleiben wollen. Sie tickt mit all diesen Zeiten, die sie zum Vibrieren bringen, ein unregelmässig regelmässiger Rhythmus, immer leicht versetzt.

tick.

Die Box steht auf einem Regal, das die Vibrationen zum Boden leitet. Der Boden leitet die Vibrationen zu den Nachbar:innen weiter, die unter mir wohnen. Die Nachbar:innen, die unter mir wohnen, leiten die Vibrationen durch ihre Fenster raus, sie wirbeln mit den Armen, um sie aus ihrer Wohnung zu kriegen, schütteln große Tücher in der Luft aus, um das Ticken zu verjagen, wollen die Vibrationen loswerden, wollen keine tickende Wohnung

tick.

Die Box tickt. Die Zeit tickt. Sie tickt schneller als im Sekundentakt, weil es nicht nur eine Zeit ist, weil sich die verschiedenen Zeiten überlagern und überschneiden, sich nicht untereinander abgesprochen haben, nicht aufeinander hören wollen, sie ticken wild.

tick.

Wenn das Ticken, das Vibrieren, nach draußen gelangt, schleicht es sich in die Körper der Menschen, in ihre Organe. Es lässt die Herzen schneller schlagen, bringt die Hände zum Zittern. Ich versuche, das Ticken gefangen zu halten, die Box nicht zu öffnen. Versuche, das Ticken zu ignorieren, auch nachts.

tick.

Nachts ist das Ticken besonders laut. Nachts will die Zeit stärker raus als tagsüber; nachts vibriert die Box so heftig, dass sie anfängt, über das Regal zu wandern. Nachts liege ich in meinem Bett und lausche auf das Ticken, das näher kommt, sich Millimeter für Millimeter über das Holzbrett schiebt.

tick.

Jeden Morgen richte ich die Box von Neuem zurecht. Schiebe sie zurück an ihren angestammten Platz, drücke einmal fest auf den Deckel, um sicherzugehen, dass er noch hält. Wische mit der Handfläche über das kühle Metall, um Staubfusen und Hautschuppen und Wimpfern von der Oberfläche zu entfernen. Ich halte sie sauber die Box. Ich halte sie sauber; weil ich hoffe, dass sie dann zufrieden ist, mich in Ruhe lässt mit ihrem Ticken.

tick.

Das Ticken ist zu einem Hintergrundrauschen, einem Nebengeräusch geworden. Ich nehme es nicht mehr aktiv wahr. Das allgegenwärtige Ticken dringt nicht mehr zu mir durch. Es ist Teil von mir geworden, ist in meinem Kopf und meinem Körper, hat sich eingemischt ganz tief drinnen und lässt sich nicht mehr ausspucken.

tick.

Nur nachts höre ich das Ticken noch. Nur nachts fällt es mir noch auf, das leicht versetzte Klicken, das mir früher schier den Verstand zu rauben drohte. Heute stresst es mich nicht mehr; weil es in mir nicht mehr fremd ist, weil es in mir drin ist, weil ich das Ticken bin.

tick.

Ich habe es übernommen. Das Ticken. Die Zeiten. Den Takt, der schneller läuft als die üblichen Sekunden, weil es so viele Zeiten auf Mal sind. Ich habe all das übernommen. In mir tickt es, es tickt schneller als normal, schneller als die Sekunden verstreichen können. Und meine Hände zittern schon lange so stark, dass sie ständig auf irgendeiner Oberfläche diesen unregelmässig regelmäßigen Rhythmus klopfen, der mich bestimmt.

WILL I
JOIN
THE
TWEN
TY
SEVEN
CLUB ?

WILL I JOIN THE TWENTY SEVEN CLUB?

Brian Jones, ertrunken Jimi Hendrix, Überdosis Janis Joplin, Überdosis
Jim Morrison, Herzversagen Kurt Cobain, Suizid Amy Winehouse,
Alkoholvergiftung Alexandre Levy, unbekannt Louis Chauvin, Syphilis
August Macke, Soldat im Ersten Weltkrieg Robert Johnson, ungeklärt Nat Jaffe,
Bluthochdruck Jesse Belvin, Verkehrsunfall Doug Watkins, Verkehrsunfall
Rudy Lewis, ungeklärt Joe Henderson, Herzinfarkt Rockin' Robin Roberts,
Verkehrsunfall Malcolm Hale, Kohlenstoffmonoxidintoxikation Dickie Pride,
Überdosis Alexandra, Verkehrsunfall Ria Bartok, Wohnungsbrand Alan
Wilson, Überdosis Arlester „Dyke“ Christian, erschossen Linda Jones, Diabetes
Leslie Harvey, Stromschlag vom Mikrofon Ron McKernan, Magenblutung
Georg Trakl, Überdosis Jean-Michel Basquiat, Überdosis Roger Lee Durham,
Reitunfall Wallace Yohn, Flugzeugabsturz Dave Alexander, Lungenödem Pete
Ham, Suizid Gary Thain, ungeklärt Evangelina Sobredo Galanes („Cecilia“),
Verkehrsunfall Helmut Köllen, Kohlenstoffmonoxidintoxikation Debbie
Weems, Überdosis Chris Bell, Verkehrsunfall Jacob Miller, Verkehrsunfall
D. Boon, Verkehrsunfall Alexander Baschlatschow, Sturz aus dem Fenster
Amar Singh Chamkila, erschossen Pete de Freitas, Verkehrsunfall Dimitar
Voev, Krebs Mia Zapata, erwürgt Kristen Pfaff, Drogen-Überdosis Richey
James Edwards, spurlos verschwunden Randy Walker, erschossen Patrick
„Fat Pat“ Hawkins, erschossen Freaky Tah, erschossen Kami, Hirnblutung
Sean McCabe, Überdosis Rodrigo Alejandro Bueno, Verkehrsunfall Maria
Serrano Serrano, Flugzeugabsturz Jeremy Ward, Drogen-Überdosis Bryan
Ottoson, Überdosis Tsakani Mhinga, Überdosis Elizabeth Amirian, ermordet
Lily Tembo, Gastritis Nate Niec, Motorradunfall Richard Turner, Schwimmunfall
Nicole Bogner, Krankheit Sahara Davenport, Herzversagen Soroush &
Arash Farazmand, von früheren Bandmitglied erschossen Slađa Guduraš,
Verkehrsunfall Tomas Lowe, Verkehrsunfall Thomas Fekete, Krebs Kim
Jong-hyun, Suizid Fredo Santana, Leberzirrhose Julián Figueroa, Herzinfarkt

Vom Mädchen und dem Fluss

Dunkel, wie die Sonne an einem sternreichen Tag, lag der Fluss im Schoß der Berge. Er wand sich genüsslich wie eine Schlage durch die weichen Täler und ersteckte sich mit der Macht, welche ihm seine Mutter der Ozean gab, weit in das unnachgiebige Gebirge hinein. Im Bann seines Vaters zogen sich seine Ufer mit jeder Nacht von den kalten Gesteinen seiner Frau zurück, nur um sich wieder voller Leidenschaft über sie zu ergießen. Dieses Wechselspiel lockte viele seine Kinder heran, die er mit Leben versorgte. Er war immer bei ihnen und sie verließen ihn nie, denn auch wenn ihre Mutter sich sonst so liebevoll um sie kümmerte, ohne ihren Vater waren sie hoffnungslos verloren.

Der Fluss liebte es, seine Kinder beim Spielen zu beobachten und freute sich jeden Tag, wenn sie ihn besuchten. Eines Tages jedoch, war etwas anders. An einer seiner fruchtbarsten Buchten fanden sich keine seiner Kinder ein. Er war einsam und fragte sich, wo seine Liebsten nur geblieben waren. Voller Trauer weinte er und ein Sturm legte sich über die Bucht und zog über die Berge. Voll von Sorge; schwoll er an und versuchte; über seine Ufer hinaus nach seinen Kindern zu rufen, doch diese hörten ihn nicht. Seine Frau versuchte ihn zu besänftigen, doch das Rascheln ihrer Blätter und das Grollen rollender Steine gingen in dem Toben ihres Mannes unter. Er war verzweifelt und konnte sich nicht erklären, was passiert war. Ausgelaugt legte sich der Sturm langsam und der Fluss kam zur Ruhe. Seine Buchten lagen wieder ruhig in den Armen seiner Frau. Er schloss die Augen und schien vor Erschöpfung durchzuatmen.

Mit einem Mal vernahm er ein leichtes Ziehen an der verlassenen Bucht. Voller Erwartung öffnete er die Augen und hoffte, eines seiner Kinder sei zurückgekehrt. Doch was er sah, war etwas gänzlich Unbekanntes. Ein Lebewesen, welches nicht dem Schoß seiner Frau entsprungen war, dessen war er sich sicher. Auf zwei Beinen und mit fremden Fell bekleidet stand dort ein junges Mädchen an seinem Ufer und blickte ihn neugierig an. Sie hielt einen Stein in ihrer schmalen Hand und hob diesen zum Wurf. Es leichtes Ziehen begleitete das Treffen des Steins auf seine Oberfläche und ein leichtes Kräuseln war seine Antwort. Das Mädchen hatte die Aufmerksamkeit des Flusses erlangt. Voller Neugier machte sie einen Schritt auf das Wasser zu. Ein kleiner Zeh berührte ihn und es war ein angenehmes Gefühl, doch das Mädchen sprang kreischend zurück. Der Fluss hatte Angst, es verschreckt zu haben und rief nach ihm. Als hätte sie ihn gehört, wandte sie sich ihm wieder zu und streckte diesmal ihren ganzen Fuß in sein Wasser. Beide durchfuhr ein Schauern, doch es war ein schönes Gefühl.



Das Mädchen hatte Mut gefasst und watete immer weiter in die wohlwollend wogenden Wellen hinein, bis ihr ganzer Körper schützend in den Armen des Flusses lag. Ihr Herz tobte und sie war außer sich, als sie sich von den Steinen abstieß und sich vom Wasser tragen ließ. Die Wellen flüsterten ihr beruhigend zu und zunehmend entspannte sich ihr Körper. Der Fluss hatte sie umschlossen und ließ sie auf seinen Strömungen hin und her tanzen. Es bereitete ihm Freude und er empfand große Sympathie für dieses zarte Wesen. Er gab ihr etwas von seiner Kraft und verband sich mit ihr, so wie er es mit keinem seiner Kinder je getan hatte. Er wollte ihr Freude bereiten, indem er sie in eine tiefere Umarmung zog; Er legte sich liebevoll um ihre Schultern und ihr Gesicht. Er umschloss sie von allen Seiten und sie fühlte sich wohl und geborgen. Der Fluss war so beschäftigt damit, sie durch sein Wasser gleiten zu lassen, dass er nicht merkte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Sie begann zu zappeln und ihr Körper versteifte sich. Panisch versuchte er, sie an die Oberfläche zurückzubringen, doch sie glitt ihm immer wieder durch die Finger.

Er sah ihn nicht kommen, doch plötzlich wurde der Körper des Mädchens gewaltvoll von einem starken Arm aus dem Wasser gerissen. Aus einer Angst heraus, dem zerbrechlichen Wesen könnte etwas passieren, versuchte er sie wieder in eine schützende Umarmung zu ziehen, aber das andere Wesen war stärker. Es entriss ihm das Kind, nahm es mit sich und verschwand mit ihm im Wald. Mit verweinten Augen sah das Mädchen zu dem Fluss zurück. Dieser sah die Angst in ihren Augen. Sie wandte den Blick ab und war verschwunden. Diese Augen, angsterfüllt, waren das Letzte, was der Fluss für lange Zeit von dem Mädchen sah. Der Mann kam noch öfter an den Fluss zurück und einige andere Menschen ebenso, jedoch traute sich keiner von ihnen, die eigentlich wohlwollende Umarmung des Flusses. Auch die Kinder des Flusses kehrten nicht zurück und er hatte das Gefühl, dass dies wohl die Schuld der neuen Bewohner der Bucht war. So lag der Fluss einsam da und wusste nicht, wohin mit seiner Fürsorge.

Als das Mädchen endlich zu ihm zurückkehrte, hatte es sich verändert. Es war nicht mehr klein und zerbrechlich. Es strahlte jetzt eine Stärke und eine Entschlossenheit aus, die dem Fluss fast Angst machte. Sie schien nicht glücklich zu sein, der Ausdruck in ihrem Gesicht erinnerte ihn an das Gefühl, das er gefühlt hatte, als ihn seine Kinder verließen. Verzweiflung, Trauer und etwas Wut. Voller Trotz warf sich die nun erwachsene Frau in die Umarmung des Flusses und dieser umschloss sie, erst zögerlich, da er sich immer noch an die angsterfüllten Augen des Mädchens erinnerte. Aber bald schon, als er merkte, wie stark sie geworden war, zog er sie in die so lang vergessene Umarmung. Er konzentrierte sich auf ihren Herzschlag und zuerst hatte er Angst, denn er war wieder so schnell, wie bevor sie ihm entrissen

wurde. Doch sie zappelte nicht. Ihre Bewegungen waren kontrolliert und ihren Kopf senkte sie dieses Mal freiwillig unter Wasser. Der Fluss begann ihr Tipps zu zuflüstern und sie verstand. Sie glitt durch das Wasser und drehte sich, als wäre sie schon immer ein Teil des Flusses gewesen und er sang dazu. Sie schloss die Augen und tanzte im Einklang mit seiner tiefen Stimme durch die Strömungen.

Sie waren so vertieft in ihr Spiel, dass sie erst spät die Zuschauer bemerkten, die sich am Ufer versammelt hatten. Der Fluss erkannte den Mann wieder und sah, dass dieser Angst hatte. Er rief das Mädchen, doch diese war zu glücklich, um ihn zu hören. Sie tanzte weiter, bis sie völlig außer Atem war. Mit kräftigen Schwüngen preschte sie zurück ans Ufer und streifte sich das Wasser von der Haut und aus den Haaren. Ihr Vater packte sie wie damals am Arm und zog sie aus dem Wasser. Doch, sie ließ es sich dieses Mal nicht gefallen. Der Fluss spürte, dass sie ihn brauchte und er war nur zu froh darüber. Ihrer Bitte Folge leistend stieß er einen Schwall Wasser in Richtung ihres Vaters und zwang ihn so dazu, sie loszulassen. Trotzig sah das Mädchen in die erschrockenen Augen ihres Vaters. Sie zischte ihm ein paar Worte zu, die der Fluss nicht verstand, drehte sich dann um und verschwand wieder zwischen den Wellen. Der Fluss spürte einen leichten Anflug von Bedauern in ihr doch die Erleichterung war stärker. Mit tiefen Zügen tauchte sie hinab in die schwarzen Tiefen des Flusses.

Lavender

My love always smelled like lavender
And her soul bloomed like it too
And every week I watched her grow,
far out on the countryside -
To kiss her in the city streets
Was an unbroken taboo

The linen sheets behind the cottage
Were swaying in the wind
we watched them nearly fly away
On a lovely stormy day

But then my storm grew harsh and cold
I thought it'd never end
And when I finally had found the sun
I've lost my dearest friend

My love,

I've whispered to the dirtied sheets,
Was it the wind that carried you away?

No answer came, no reason could I see
To return to the scentless city streets
So I stepped into the fields and waited
or the storm to take my loveless soul away



Hamburg, Baumwall

Constantin Schönfelder

Hamburg-Melancholie

- (kann Spuren von Lakritz enthalten) -

Möwen sind hier frühe Vögel, ich der noch schlaftrunk'ne Wurm, eingehüllt in all mein' Pullis, ohne Heizung, lausche Sturm. Halb acht - ein Vogelkreischen findet mein wankendes Bewusstsein. Kein Wind peitscht mehr an das Fenster, die große Pappel neben dem Haus raschelt nicht wie sonst und ich bin fast sicher, dass es nicht regnet. Noch in meinem Bett lieg ich und frag mich, was andere Menschen tun, wenn sie schlaftrunken und ungesehen sind. Ich jedenfalls befreie mich einige rituelle Male von meiner Bettdecke, um dann mit gefühltem, nicht wahrnehmbaren Anlauf wieder zu einer Deckenwurst zu werden. „Mghhhh.“ Alle anwesenden Augen rollen. Das Bett knarzt, dafür muss ich gar nichts tun. Die Pflanze daneben gedeiht, meine Mitbewohnerin schleicht vermeintlich leise aus der Haustür. Unterschwellig macht sich Morgenenergie breit. Zu wach, um zu schlafen und zu müde, um aufzustehen. Ich beschwere mich beim Universum! Was pulsiert da schon wieder in meinen Venen? Wieso ist schlafen einfach nicht mein Ding?

Acht Uhr sechsundzwanzig. Mit halbgesenkten Augenlidern, Schicksalsstimmung und Kopfhörern bewaffnet, begeben sich ins Freie. Nachdenklich erspüre ich das mir durchaus vertraute Großstadtgeschehen, das andauernde *Schnacken*, in dem sich unergründliche, fast künstlich anmutende Räume auftun. Frage stumm, wieso ich allmählich vergesse, wie Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart integrierbar sind. Hier ist Erfurt weit weg, hier bin ich gestrandet, hier geht meiner Familienreise in den Folgewochen noch nicht einmal eine Vorahnung voraus. Es gibt nur mich und kaum Bekannte. In Windungen der Hamburg-Straßen, *so unerhört von Grün durchwachsen, zahllos darin Menschen rasen, die so stetig an ihnen kratzen.* Ein undefinierbares Essenstückchen klebt an meinem Schuh, als ich selbst die Kurve kratze in Richtung St. Pauli. Es gehörte wohl mal dem türkischen Supermarkt, der sich an meiner Straßenecke vor Generationen etabliert hatte. So erzählte meine Arbeitskollegin es mir und das wundert mich gar nicht, seitdem seine Besitzerin mich ausladend „Schätzchen“ oder „Mäuschen“ nennt und mir bei jedem Einkauf ein Probierhäppchen von irgendwas dazulegt. Trotzdem ich seine unschuldige Herkunft vermute, streife ich das Stück Gözleme oder Köfte oder Börek mit großer Fußbewegung an die nächstgelegenen Bordsteinkante. Kurz darauf erreiche ich den Portugiesen, der mein erstes Ziel darstellt. Geschirr-Geklirr, Gewalt, Geduld, Genuss der Wirre, plötzlich Stille. Händeschatten auf Papier, leise Schritte, forsche Blicke. Ich beschließe, mich heute nicht zu setzen, sondern ein Pateis de Nata und einen Cappuccino auf die Hand zu nehmen. Gar nicht so einfach, weil mir ein weiß-pastelliger Jute Beutel um den Körper schwingt und mit jedem Schritt eine Konter-Bewegung aus der Hüfte verlangt. Schwupp. Kleiner Fauxpas. Es ist schließlich noch vor dem ersten Kaffee.

Das Café liegt beinahe am Hafen. Wenn es ruhig ist, ist das Geländer der Promenade dort wie Reling eines Segelschiffes. Hier steht eine braunbeschmierte Hafenbank. Es wird wohl gearbeitet an diesem kühlen Dienstagvormittag, denn nur wenige Menschen sind anwesend. So viele Bänke, manches Mal im Weg der Massen, nun szenisch hervorstechend. Ich entwickle eine ausgelassene Bank-Liebelei, seit ich in Hamburg bin. Es gibt Bus-Bänke und Park-Bänke, Café-Bänke, umgefallene Baumstämme, die wohl gewollt in der Hafenstadt platziert wurden. Es gibt Bahnhofs-Bänke, Biergarten-Bänke, Kiosk-Bänke. Ich finde sie und ich betrachte und probiere sie und denke mir kleine Verse aus, wobei ich mich graduell im Wahnsinn verlieren sehe. Diese Melancholie in der Luft hat es mir angetan. Diese Fischbrötchen begleitet mich. Aber portugiesischen Pasteis zum Frühstück steht zum Glück nichts entgegen. Man kann diese, ich gerade, auch auf Bänken schnabulieren. *Viele Bänke unbesetzt, und Gedanken unbesessen. Worte, die sie gerade schnitzen. Hätt' man sie doch sonst vergessen.* Den merk ich mir, wofür auch immer.

Gegen zehn Uhr. Ich schlendere durch die Straßen, um zu grübeln und zu träumen und um das letzte Transparent abzuziehen, das fehlt, um ein Bild von Hamburg im Glück zu entblößen. Bald muss ich arbeiten und meine Arbeit ist ein Witz. Mir ist immer schlecht und ich werde durchgehend angepöbelt, angeglotzt oder ignoriert. Für die Befragung hunderter HVV-Fahrgäste in den Bussen braucht es schon ein dickes Fell. Ein Fell, das man mir als Kind für einen Jammerpreis auf Flohmärkten in Berlin nachgeworfen hatte. Wenige Male wurde ich als Fahrgastbefragterin auch bewundernd nach meiner Ausbildung oder Motivation für diese Tätigkeit gefragt. Ich weiß nicht, was mir mehr an die Nieren geht. Und dann gibt es noch die Menschen, die sich einfach über einen schnecken Schnack freuen und mir zum Beispiel erzählen, dass alle ihre Verwandten langsam aber sicher erkranken und sterben und dass sie deswegen wie jeden Dienstag auf dem Weg zum Krankenhaus sind. Die älteren Damen besuchen ihre Gatten und sehen traurig aus, aber dankbar, dass sie mal jemand fragt, wo sie aussteigen und einsteigen, umsteigen und wieso überhaupt. Und welches der siebzig HVV-Tickets verwenden Sie? Wenn niemand im Bus ist oder alle Anwesenden bereits vernommen, darf ich laut meinem Arbeitgeber auch gelegentlich aus dem Fenster schauen, bis bei der nächsten Haltestelle neue Befragungsoffer die fahrende Höhle der Löwin Jade betreten. Moooin, täglich grüßt das Jade-Tier. Ja, heute wieder Linie 72, sieben Mal von Endhaltestelle bis Endhaltestelle und zurück und zurück. Ich ziehe den Hut, ich schnalze mit dem Gummi der FFP2 Maske, ich kann überhaupt nichts mehr sehen, weil meine Brille hoffnungslos beschlagen ist. Die Reisetabletten gegen die Übelkeit machen müde und schlagen auf den Magen: Oh Ironie. Ich begehre die blau-grau-braune HVV Bank mit meinem Magen und Herzen.

Siebzehn Uhr. Schlump ist Endhaltestelle für alle und mich. Das wars. Keine Minute wert, die Erfahrung zu verarbeiten, stülpe ich den Anhänger mit Personalausweis über meinen Kopf und lasse das Arbeitshandy tief in die Tasche fallen (oder so dachte ich, aber war gar nicht so tief, denn abends war es weg). Hamburg, I love you. Jetzt kann ich mir den Kaffee guten Gewissens noch einmal schmecken lassen und mich nahe meiner früheren Wohnung auf eine Bank setzen. Kleine Wölkchen zieren den Hamburg-Himmel. Ein Schocko-überzogener Lakritzlolli als Snack für

zwischen durch. Im Schanzenviertel wird kaum Deutsch gesprochen, das erinnert mich an Berlin. Aber in melancholisch. Ach, *ein Café so selbstgefällig, ein Café auf einem Platz. Lichtbespielter Kopfsteinpflaster, eine Bahn durchschießt die Stadt.* Ich habe immer mehrere Bücher bei mir. Immer etwas für die Bachelorarbeit, ein Notizbuch, einen Roman und ein paar Gedichte von Pablo Neruda. Der Band aus meiner Kindheit, den ich nach wie vor kaum erschließe, mich von ihm erschließen lasse. Das betonsschwere Gedicht einer im Meer versinkenden Uhr ist mein derzeitiger Favorit.

Meine letzte romantische Bindung ist schon eine Weile in der Elbe versunken, aber ich denke trotzdem gerne an sie. Ob Du auch gelegentlich in uns bekannten Straßen innehältst und dich einen autonomen Augenblick ins gemeinsame Gewässer begibst. Ein paar von Muscheln, Schlick und Grünzeug gezeichnete Erinnerungsgüter herausfischst, um sie mit etwas zeitlichem und viel räumlichem Abstand neugierig zu beliebäugeln. Meer[em]einsamkeit - ein Wort, das mein Schreibprogramm nicht einmal rot unterkringelt (*weil es losgelöst von konventionellen Regeln als Niemandbesitz auf den Wellen treibt*).

Es wäre gelogen, zu behaupten, dass es mir nicht allein aus poetischer Perspektive gefallen würde, dass Du ab und an auch deine Hände austrecktest und gezielt etwas Sand unter unserem versunkenen Projekt aufwühltest. Sodann die Sicht auf den verdorbenen Meeresgrund unklarer würde und die frische Brise an den feuchten Fingern daraufhin zur Geltung. *Und ohne Dich trink ich, bei dem Café nah meinem früheren Haus. Dann versink ich, in meinem Buch und les mich aus.*

Neunzehn Uhr. Schanzen-Kino mit einer Freundin. Es geht um Moria, die Lücken im kollektiven Bewusstsein und Afghanistan.

Gegen dreiundzwanzig Uhr. Nacht, aber es ist nicht dunkel. Voll von Popcorn, ein Spaziergang nach Hause. Was da noch in der Schwebeliege, wuseln buntbesockter Knöchel. Obdachlose, Bierschlürfende, herausgeputzte Ausgehschicke und die üblichen von Tageszeit unbeeindruckten St Pauli Verdächtigen versammeln sich in geselligen Oasen. Ein verschwitzter Schuljunge mit Tennistasche wartet auf den Bus. Ich hätte nichts gegen Kontakt, aber zumeist auf wortkarger, flüchtiger, spekulativer Ebene. Zu sehr in meinem Kopf, im Aufnehmen der Eindrücke, meine Hände erfroren, die Beine schwerelos. Vorbei an Roter Flora, Erika's Eck, Kleine Pause, Boulder-Bunker, durch Planten und Blumen, flitz über Reeperbahn, Landungsbrücken, ein Schlenker am Hafen entlang. *Scheinmeer, scheinst mir mehr zu sein.* Als Steppenwölfin schleich ich heim. Denn ich bin traurig, glaub ich, oder weiß nicht, was es sonst ist. Das morgendliche Gefühl der Isoliertheit von Vergangenheit und Zukunft vergeht im anderen Extrem. (*zerknautschte Wiederkäuferin lauwarmer Impulse von gestern*). Oder ist es eine umgekehrte Betrachtungsweise desselben Gefühls. Jetzt murmele ich, ob auch nur ein Gedanke wirklich dieser Zeit entspringt oder alle einer anderen. Mein Geist eine Schablone. Ein Blatt in Hamburger Brise, das sich verzettelte im Lauf seines Lebens. Immer älter und jünger und älter und jünger wird. Hab' ein paar rosarote Brillen abzugeben. Daraufhin wieder Regen, prasselnd an das Fenster. Und ich, wie immer nicht am Schlafen, bin ein derzeit dunkler Denker.

Teil einer Kolonne

Ihr müsst wissen ich laufe schnell
Ich kann es nicht leiden zu trödeln
Denn so komme ich an mein Ziel anstatt Zeit zu verblödeln
So kam es just die letzten Tage
Auf dem Heimweg von 'nem Treffen
zu einem Marathonskandale
Wenn ihr's hört, werdet ihr lächeln
Ich stieg nun aus dem Busse aus
Vor mir mit forschem Schritt ein Mann
folgte ich ihm Richtung Haus
da kam noch ein zweiter von hinten an
Nun wollte ich den überholen
doch schritt er zu flott dafür
so blieb die Reihenfolge unverschoben
und auch der andere blieb hinter mir
Es dauerte nicht lang
bis ich es ganz begriff
wir liefen die Straßen entlang
in genau dem gleichen Schritt

die zwei Männer und ich
machten unsere Route
alles schwieg feierlich
mir war heiter zu Mute

Erst knirschte der Kiesel unter seinem Schuh
danach unter meinem

Man hörte wenig später den dritten dazu
da fing ich an zu feixen

Drei Nachtgestalten waren wir
gefangen im eigenen Takt
kein Laut drang an die Ohren mir
die Schritte hallten in der Nacht

Eine gute Viertelstunde
Durfte ich Teil der Kolonne sein
dann verließ ich die Runde
und bog in meine Straße ein

Floating.

Floating through life like an autumn leave,
Sailing on the wings of wind.
Drifting on the surface of the sleeping sea,
Weightless, a toy of tide.
Like dust dancing in a sunbeam's cone
I am floating through life.
From day to day I drop,
Like a dripping tap to the rhythm of the clock.
Which way will wind blow me next,
Where will tide wash me to?
I do not know, nor try to resist.

For I am powerless against the tide of time,
There's no use in fighting it.
So I give in, let go, accept,
And make myself at home
On the shores that I am washed upon

Will I / ever / be safe from you?

I still feel your eyes / lingering over my body. I still hear your scornful voices / ringing in my ears. I still see your lustful grins / on the faces of strangers. Your hands did not touch me. Yet, I saw the threat in your eyes, heard it in your voices, and still feel it / all over my skin. Am I overreacting? Even the suggestion makes me feel even worse – even less safe. Because for me / it is not funny, solely a threat. Because you have already crossed a line. How can I stop you from crossing the next? You did not seem to even see the first line. How can I be sure you will recognise the next? How can I know you will not touch me when you already treat me / like an object? You keep telling me there is nothing I can do about it, about you. I should just ignore you. I should let it go. Yet / again and again / you make me feel uneasy – unsafe even. Because you / are so many. Because you do not stop. I do not feel safe anymore – hearing your laughter everywhere. Even when I am with him / where I have always felt safe, I still see your faces, hear your voices, and feel your stares. You keep haunting me.

Dehnungen des Realismus

Der Realismus genießt in der Gegenwartsliteratur eine Art Vertrauensvorschuss. Sobald wir in literarischen Texten unsere Lebenswelt erkennen, gilt er als realistisch; wir befinden uns in gewohnter Logik und bewegen uns durch die Welt des Texts wie durch unsere eigene. Wir lehnen uns zurück und trauen der uns erzählten Welt.

Doch was, wenn uns ein Text realistisch einlullt und unser Vertrauen erweckt – uns bekannte Orte, Markennamen, Technologien, physikalische und psychologische Logiken und Wahrscheinlichkeiten präsentiert –, er diese bekannten Parameter aber in ungewohnter Weise behandelt, sie verschiebt, neu anordnet? Wenn ein Text nur den Anschein erweckt, realistisch zu sein, dieser vermeintliche Realismus aber strapaziert, ausgebeult – gedehnt wird?

Die Idee der *Dehnungen des Realismus* entwickelte sich aus der Feststellung, dass unser Schreiben grundlegende Gemeinsamkeiten aufweist und der darauffolgenden Suche nach diesem gemeinsamen Nenner. Seitdem wurden Diskussionen geführt, Texte geschrieben, ein Lesungskonzept erarbeitet und in verschiedenen Variationen durchgeführt - und sich schreibend dem Konzept eines ‚gedehnten Realismus‘ angenähert.

An dieser Stelle haben wir drei dieser Texte versammelt. Viel Spaß bei der Lektüre!

Lukas, Philipp und Florian

Atrophie

P.s Asche wog zweihunderteinundvierzig Gramm.

Das war nicht alles, ein Bruchteil nur: das wenige, was noch nicht beerdigt worden war. Ich hatte einen Briefumschlag erhalten, vorher noch, das war der Anfang. Darin befand sich eine Todesanzeige, darauf, ganz oben, Worte, die versuchten den Tod als Metapher greifbar und erträglich zu machen, was ich absurd fand und durchstrich. Und als ich darunter P.s Namen erkannte, begriff ich, dass P. gestorben sein musste. Es folgten Zahlen, P.s Geburts- und Todestag, ein Fenster, das sich zugleich öffnete und schloss, und so P.s scheinbare Zugehörigkeit zur Vergangenheit endgültig machte. Im Umschlag befand sich außerdem ein Brief von P.s Mutter, zerknittert, die Schrift zittrig, die blaue Tinte stellenweise verlaufen – Spuren der Trauer, die versuchten, das Lesen zu verhindern, und so stolperte ich durch mehrere Seiten voller Begriffe wie ›Friedhofszwang‹, ›Totenruhe‹, ›Urnenversand‹; voller Zahlen, die wohl Preise und Bußgelder waren, und ich verbrannte den Brief, als ich verstand, dass ich etwas Verbotenes tun musste. Nach vier Tagen, einen Tag später als angekündigt, kam dann P.s Asche per Post.

Das Paket war erstaunlich leicht, quadratisch und blieb für längere Zeit ungeöffnet. Ich zögerte eine Woche, dann zwei, dann länger, obwohl der Brief und mein Vorhaben eine gewisse Dringlichkeit nahelegten, zögerte meiner Neugier und Unsicherheit zum Trotz. Ich hatte das Paket vor die Tür zum Treppenhaus gestellt, wodurch ich mich jedes Mal, wenn ich meine Wohnung verließ, an seine Anwesenheit und meine Aufgabe erinnern wollte, was aber nicht funktionierte, da ich begann den Flur immer stärker zu meiden, meine Wohnung schon nach wenigen Tagen nicht mehr verließ, und das Paket schließlich nur noch hin und wieder verhalten aus einem der anderen Räume betrachtete. Bis ich es dann doch irgendwann öffnete. Und obwohl ich keine wirklichen Erwartungen hatte, war ich enttäuscht: In sechs Schichten Luftpolsterfolie befand sich eine schmucklose Holzschachtel, sonst nichts. Keine Gravur, keine Schnitzereien, keine Aufschrift, nichts weiter, nur eine kleine, längliche Schachtel aus geöltem Holz, ein Verschluss aus Messing, darin wohl P. – aus Asche. Ich hob sie an und fuhr mit den Fingern über das Holz, das rau war, und kühl. Ich klopfte auf die wenigen Millimeter, die mich von P.s Körper trennten, erschrak so sehr über das leise Rauschen, das wohl das Geräusch einer von mir verursachten, winzigen Lawine aus Asche gewesen sein musste, dass ich die Schachtel beinahe fallen ließ, und verstaute sie dann aufgewühlt in der ersten Schublade, die ich finden konnte. Dort blieb sie dann länger, als das Paket vor der Türschwelle gestanden hatte.

Wieso ich sie schließlich aus der Kommode nahm und öffnete, und auch wieso ich die Asche dann wog, weiß ich nicht mehr. Es muss mir wichtig erschienen sein, als ich noch verstehen wollte, welche Fragen P.s Asche beantwortete. Auf die Fragen, die ich hatte, fand ich wiederum keine Antworten. Ich wusste, dass die Asche eines

erwachsenen Menschen zwischen zwei und drei Kilogramm wiegt, was mich überraschte, weil es so wenig war, und so viel. Und weil es bedeutete, dass nur noch *etwa* ein Zehntel von P. existierte. Dieses *etwa* war schwer zu ertragen, es genügte mir nicht, es war ein viel zu unklarer Teil der Gleichung, deren Ergebnis die Waage ungeachtet meiner wachsenden Unruhe immer wieder zeigte: zweihunderteinundvierzig Gramm, *etwa* ein Zehntel. Nur welches, das wusste ich nicht. Es war unklar, ob man die Gesamtmenge von P.s Asche in einen Behälter gefüllt und dann zweihunderteinundvierzig Gramm entnommen hatte, oder ob die zweihunderteinundvierzig Gramm ganz bewusst gesondert verpackt worden waren; auch, ob ich von allem, was mal P.s Körper war, ein wenig hatte, oder P.s Kopf und P.s Herz und P.s Schultern. Auf der Suche nach irgendeinem Hinweis siebte ich P.s Asche, fand aber keine größeren Überbleibsel, die verlässliche Rückschlüsse auf das, was sie mal gewesen waren, ermöglicht hätten. Also versuchte ich zu bestimmen, was ein Zehntel eines Menschen war, und wog meine Hände und meine Füße und meine Rippen – aber trotz aller Verrenkungen und Bemühungen gelang es mir nicht, meinen Körper ausreichend zu entspannen, ihn bewegungslos ruhen zu lassen, sodass jeder Versuch unterschiedliche Ergebnisse brachte, und ich schließlich aufgab.

Ich würde nie wissen, was von P. blieb, ich wusste nur, dass P. sich sehr verändert hatte. P. weigerte sich, die Trauer zu tragen, die mich nicht überkommen wollte, und war, anders als gedacht, kein Schwarz, sondern ein Grau, das so hell war, dass es genauso gut Weiß hätte sein können. Ich hatte erwartet, dass da ein Geruch sein würde, der kalte, kratzige von ausglühenden Zigaretten vielleicht, oder der süßliche von brennendem Birkenholz, aber da war nichts, nur ein olfaktorisches Vakuum. Immer wieder war ich versucht, P. zu probieren, einen winzigen Teil nur, aber ließ es dann. Ein einziges Mal und nur für einen Augenblick berührte ich P., aber meine Hand zuckte sofort zurück, denn P. war sandig, und grob. Abgesehen davon spürten meine Finger keine Veränderung, keine Kälte und auch keine Wärme - von dem Feuer, das P. zu P.s Asche gemacht hatte, war keine Spur zu erahnen. Ich musste mich damit abfinden: Was P. ausgemacht hatte, war vergangen. Was blieb, war ein kleiner Hügel amorphem, nichtssagenden Staubs.

Meine Zeit mit P. war also vorbei, und ich machte mich auf den Weg, um zu erledigen, worum ich im Brief gebeten worden war: Ich sollte P.s Asche verstreuen. Wie lang genau ich mit dem Paket und der Schachtel und der Asche verbracht habe, kann ich nicht sagen, und auch nicht, wieso ich mich auf den Weg machte, als ich es tat. Aber irgendwann saß ich in einem Zug, die Asche auf meinem Schoß. Und ich blickte zu den Landschaften, die vor dem Fenster nahtlos ineinander fielen, bis nur noch ein richtungsloses, verzerrtes Dazwischen blieb. Ohne nachzudenken und obwohl das Sonnenlicht mich blendete und auf meiner Wange brannte, saß ich da, bis ich nach einer Weile aufstand, und den Zug verließ. P. habe ich dort gelassen. Zweihunderteinundvierzig Gramm, das ist alles.

An der Stadtautobahn

I

Echegoyen nahm die Sonnenbrille vom Kopf und betrachtete sich in ihren Gläsern. Sie bewegte die Sonnenbrille in verschiedene Richtungen und ein Lichtfleck huschte über ihre Stirn, den rechten Wangenknochen, die Bluse. Abwechselnd zog sie ihre Mundwinkel nach oben und nach unten.

„Komischer Name – Echegoyen“, sagte die Verkäuferin des Flohmarktstands.

„In Lateinamerika heißen viele so“, sagte Echegoyen.

„Auch Frauen?“

„Frauen und Männer. Ist ein Familienname.“

„Aha“, sagte die Verkäuferin und nach einer Weile: „Ist hier genau so heiß wie am Strand in Brasilien.“

Echegoyen gab ihr die Sonnenbrille zurück und nahm eine andere vom Tisch.

„Und genau so hell“, sagte die Verkäuferin dann.

„Nirgendwo ist es so hell wie hier“, sagte Echegoyen.

„Du sprichst mir aus der Seele.“

„Wie viel Uhr ist es?“

Die Verkäuferin ging zu einem Tisch, auf dem Armbanduhren ausgebreitet waren, manche lagen lose herum, manche waren um Pappzylinder geschnallt. „Halb eins.“

„Genau halb eins?“

Die Frau nahm eine Digitaluhr vom Tisch und reichte sie Echegoyen. 12:24₄₄ stand darauf.

Echegoyen setzte die Sonnenbrille auf und warf einen Blick auf die Uhr.

II

Echegoyen stand vor einem Schaufenster, in dem Fernsehbildschirme ausgestellt waren. Auf allen war die laufende Aufnahme einer Kamera zu sehen, die im Fenster hing und auf die Straße gerichtet war. Echegoyen hob ihre Hand und die sechs anderen Echegoyens hoben die Hand, als letztes die auf einem Gerät von Sony. Sechs Fahrräder fuhren hinter ihr vorbei, sie transportierten Einkäufe. Aus deren Holzkisten schaute eine Ananas heraus, es klingelte. Ein Mann im Anzug trat links neben Echegoyen, schaute die Echegoyen auf dem Bildschirm von Sony an und ging nach einer Weile in die Richtung zurück, aus der er gekommen war. Es waren viele Taxis auf der Straße unterwegs, die meisten Schilder auf den Dächern waren ausgeschaltet. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein Schmuckgeschäft, über dessen Eingangstür das Ziffernblatt einer Rolex in die Mauer eingelassen worden war. Die sechs Sekundenzeiger drehten sich im Kreis. Ein

Jugendlicher in gelber Uniform bot Vorbeigehenden Flyer an. Die sechs Straßen verschwanden von den Bildschirmen und wurden von einer Werbung für Windeln ersetzt, dann erschien ein Werbeclip von Burger King. Echegoyen ging weiter. Sie setzte sich in ein Café und bestellte zwei Tassen Schwarztee.



Echegoyen überquerte die Stadtautobahn über eine Fußgängerbrücke. Der Verkehr stockte, viele Autos blieben im Schatten unter der Brücke stehen.

Eine Rolltreppe spuckte Echegoyen auf einen großen Platz, auf dem sich vereinzelte Flohmarktstände befanden. Sie rückte ihre Handtasche zurecht und ging an einem Hotdogstand vorbei. Der Verkäufer stand im sechseigen Schatten eines Sonnenschirms und drehte die Würste auf dem Grill. Währenddessen kaute er Kaugummi. Er fuhr sich mit dem Unterarm über die Stirn, schaute nach links und holte zwei Brötchen aus einer Plastiktüte unter dem Grill hervor. Ein Vater mit Kind, die gerade die Rolltreppe heruntergekommen waren, bestellte zwei Hotdogs mit Ketchup. Er bezahlte, ein vollaufgedrehtes Autoradio war kurz zu hören, dann verstummte es wieder.

„Wo ist die Frau, die Sonnenbrillen und Armbanduhren verkauft?“ Echegoyen stand vor dem Verkäufer in der Sonne, der dem Vater gerade den ersten Hotdog überreicht hatte.

„Sonnenbrillen und Uhren verkaufen viele.“

„Dünn. Nicht sehr alt. Sie hat ein Kopftuch getragen.“

Der Verkäufer schnitt das zweite Brötchen auf und legte eine Wurst hinein. „Die ist vor einer Weile gegangen.“

„Ich will ihr eine Sonnenbrille zurückgeben.“

„Sie ist jeden Tag da. Komm einfach morgen wieder“, sagte der Verkäufer. „Hier, bitte“, sagte er auch und reichte dem Kind den zweiten Hotdog.

„Ich verlasse die Stadt heute Nacht“, sagte Echegoyen. „Die Sonnenbrille brauche ich nicht mehr. Dann nimm du sie. Ich schenke sie dir.“

Der Verkäufer sah auf und schaute ihr lange ins Gesicht, dann nahm er die Sonnenbrille und schob sie sich ins gegelte Haar.

„Okay.“

Der Vater hatte sich mit seinem Sohn auf eine Holzbank gesetzt. Sie aßen langsam und schweigend.

Echegoyen nickte und drehte sich in Richtung Stadtautobahn. Sie rückte ihre Handtasche zurecht und ging los. Dieses Mal nahm sie eine Unterführung, um zurück auf die andere Straßenseite zu kommen.

Die perfekte Zitrone

Vor zwei Nächten habe ich von der perfekten Zitrone geträumt. Da ich glaubte, dass das ein ganz normaler Traum sei, etwas, das jeder Mensch früher oder später in seinem Leben träumt, habe ich mir zunächst keine weiteren Gedanken darüber gemacht. Eben aber, noch verschlafen von einer dieses Mal traumlosen Nacht, ist es mir aufgegangen: dass ich ja nicht nur von der Suche nach der perfekten Zitrone geträumt habe, sondern auch vom Finden meiner Traumzitrone. Das ist natürlich ein wesentlicher Unterschied, weswegen ich nun vermute, dass die Angelegenheit doch der Rede wert ist.

Wenn ich mich recht erinnere – und das ist bei einem Traum natürlich nie ganz sicher – bin ich zunächst durch einen Supermarkt gegangen. Alles ganz unaufgeregt – und doch haben wir da schon den Salat: denn ich kann nicht mit Sicherheit sagen, was für ein Supermarkt das gewesen ist. Der, in dem ich zurzeit meistens einkaufe oder der, in dem ich vor ein paar Tagen ausnahmsweise gewesen bin? Der, in dem man mir in der Kindheit Wurst- und Käsescheiben geschenkt hat oder vielleicht einfach ein x-beliebiger? Wahrscheinlich ist das gar nicht wichtig. Aber die Sache ist: Das weiß man bei Träumen nie genau. Nicht einmal hinterher kann man das klar sagen.

Das Obst hat jedenfalls nah am Eingang gelegen, in grünen Boxen, wie es häufig der Fall ist, und ich machte auch schnell die Zitronen aus, weil die ja knallgelb sind und sich besser vom Hintergrund abheben als zum Beispiel der grüne Wirsing Kohl. Ich stand nun vor den Zitronen, meine Augen leuchteten, und schon dachte ich: Ich muss, nein, ich darf die jetzt alle durchwühlen und dadurch finde ich die eine, meine Traumzitrone. Natürlich ignorierte ich die Stimme, die mir einzuflüstern versuchte, dass das im Grunde alles Traumzitronen seien.

Also begann ich zu wühlen und die ersten abzutasten, ihre Formen, ihre Feinheiten auf meinen Handflächen zu spüren. Doch schnell merkte ich, wie sich Enttäuschung in meinen Traum mischte, blanke Ernüchterung. Das sollten Traumzitronen sein?

Ich wollte schon aufgeben, wollte keine Zeit verschwenden für etwas, das am Ende eh zu nichts führte. Natürlich war das ein beim Traum höchst unpassender Gedanke, aber so war es eben. Die Zitronen waren auf jeden Fall auch nach ausführlichem Wühlen alle grässlich, die Schale so dick, dass außer ein paar mageren Tropfen und einem Dutzend Kerne nichts zu erwarten war. Bei den daneben liegenden Biozitronen dieselbe Frustration: Zwar waren es weniger, noch dazu lagen sie in einer schönen Box. Doch im Prinzip dieselben leeren Hüllen, unausstehlich, nichts, womit man sich im Traum abspesen lassen sollte.

Jetzt wäre vielleicht die Zeit gewesen aufzugeben, aber da das mein Traum war, schlenderte ich noch ein wenig weiter die Obstkisten entlang, steckte meine Nase mal hier, mal dort hinein. Und tatsächlich, man mag es glauben oder nicht, in einem unscheinbaren Kasten, mitten zwischen prallen Honigmelonen, lag eine einzelne Zitrone – meine Traumzitrone. Eine perfekte Zitrone: dünne, sanfte Schale, ein paradiesischer Duft.

Vorsichtig hob ich sie heraus. Sie wölbte sich weit über meinen Handteller, sie wog ein Vermögen und ich hoffte inständig, dass sie via Stückpreis abgerechnet würde.

Und dann – gerade als sich das Ganze dem Höhepunkt näherte – wurde es diffus. Beziehungsweise, eigentlich wurde es nicht bloß diffus, sondern ich kann mich überhaupt nicht mehr erinnern, was genau geschah. Die Zitrone war verschwunden, und das erste, was ich wieder mit Sicherheit weiß, ist, dass ich auf einmal an einem ganz anderen Ort war und ganz andere Dinge tat, sagte und dachte. Wie in einem anderen Traum. Mit diesem Woanders war es wie mit dem Supermarkt, es ließ sich nicht näher bestimmen. Und die Gedanken, mein Handeln, meine Gefühle genauso: einfach anders, ohne wie. Das allerletzte – und daran erinnere ich mich wieder ganz deutlich – das allerletzte, was ich dachte, bevor ich aufwachte, war: Was hat das bloß mit unseren Träumen auf sich?

bODEn

Der Teppichboden des ICE

kratzt leicht

spendet mir, fleckig und grau

einen verstaubten Sitzplatz

Brezelstücke fallen

es rieselt

billiges Reisefrühstück

und scheppernde Durchsagen

der Bahnmann bringt

nach 1h

auf dem Boden

kostenloses Wasser

draußen Sonne

Blick ins Grün

Zielort 1min entfernt

Ich noch immer auf dem Boden

in Lichterfelde

seit 2 Stunden

warte ich

vom Bordbistro

zieht der Duft von verbranntem Kaffee

durch die Gänge

bis zu mir

durch den Zug

der Langeweile.

F M.

Die Warteschleifenmusik befand sich in ihrer achten oder neunten Wiederholung. Inzwischen tanzte Frau Murret von der einen zur anderen Ecke ihres Büros. Ihre Schritte waren groß, manchmal springend und unvorhersehbar. Ihr rechter Arm bemühte sich schwunghaft, die Melodie in poetische Bewegungen zu übersetzen. Mit dem linken Arm hielt sie sich das Telefon ans Ohr. Gerade streckte sie die Hand zur Decke, um sehnsüchtig ins nichts zu greifen, da klackte es in der Leitung. Im ihr bekannten Rhythmus folgten die Worte: „Kreis-IT, Markus Menken, guten Abend. Ihre Kennung?“ Frau Murret setzte sich, ihr Atem ging schwerer als sie es sich anmerken lassen wollte. „Ja, guten Abend-“ Während sie einatmete, wiederholte er sich: „Ihre Kennung?“ „F M“ Jetzt atmete er aus, tief. Dabei glaubte Frau Murret nicht, dass auch er gerade getanzt hatte. „Ich brauche zuerst Ihre Kennung, dann das Problemerkürzel. Sehen Sie, Ihr Name-“ Entschuldigend fiel sie ihm ins Wort. „Ja, ja mein Name. Mein Name ist Felicitas Murret, F M.“ „Achso, dann ok.“ Er räusperte sich. „Ihr Problem?“ Frau Murret beugte sich näher zum Bildschirm, so als würde sie dadurch mehr verstehen. „Ähm, Fehler-Meldung 3045 ...Netzwerk nicht er-“ „Also F M drei null vier fünf. Ja?“ „Ja. Hier steht: ein Problem mit der Serverbin-“ „Ja, das passiert gerade im ganzen Kreis. Ich habe jetzt einen Antrag auf Ihre Kennung geschrieben. Morgen, bis drei Werktage darauf, bekommen Sie eine Abschrift davon postalisch zugestellt. Die schicken Sie dann bitte unterschrieben, per E-Mail an die Abteilung. Über den Bearbeitungszeitraum kann ich momentan keine Auskunft geben, das liegt nicht bei mir.“ Die Sätze hatten den gleichen Rhythmus, wie die zur Begrüßung. Es folgte eine kurze Pause für ein weiteres, tiefes Ausatmen. „Können Sie von Ihrem Handy auf Ihr Konto zugreifen?“ Frau Murret hob die Augenbrauen. „Von meinem privaten Handy? Ist das denn DSGVO-konform? Ich wüsste nicht, wie ich das machen kann.“ „Hm. Dazu hätte es ein Briefing geben sollen. Ich werde einen Antrag auf interne Besprechung stellen.“ Frau Murret hob die Augenbrauen noch höher. „Werde ich bis dahin den gar nicht arbeiten können?“ „Nein, ich denke nicht.“ Diesmal wurde die entstehende Pause nicht von einem langen Ausatmen gefüllt. Eine ganze Weile war es still, dann ein kurzes energisches Einatmen und schließlich eine ruhige, unrhythmische Wortfolge. „Wissen Sie, machen Sie sich doch einfach einen schönen Abend.“ Es klackte und das Rauschen in der Leitung, musste einem lauten Tut-Signal weichen. Es signalisierte Frau Murret, dass das Gespräch geendet hatte.

Ein schöner Abend, dachte sie. Frau Murret fand die meisten ihrer Abende schön. Eigentlich auch die meisten Tage. Sie fand, sie war gut darin, schöne Dinge zu tun. Aber jetzt, da sie jemand dazu aufforderte, fast herausforderte, verspürte sie den Druck einen außerordentlich schönen Abend zu haben. Eine Weile blickte sie aus dem Fenster. *Außerordentlich. Außer-ordentlich.* Sie lächelte. *Ach, wie wegweisend Worte doch sein können.* Frau Murret beschloss, das Geschirr nicht zu spülen und high zu werden. Nachdem sie die Spüle vollgestellt hatte, bestieg sie ihren hölzernen Barhocker, um in das höchste Regalfach greifen zu können. Hinter dem fünften Glas eingeweckter

Kirschen, ertastete sie schließlich das kleine Döschen. Nach einer Weile hatte sie die notwendigen Handgriffe zu Genüge erlernt. Sie zündete zuerst eine Kerze und an ihrer Flamme das dünne, wie bei einem Bonbon verdrehte Papier, an. Sie atmete den warmen Duft ein und lehnte sich an den kühlen Heizkörper. Ihren Kopf hatte sie leicht in den Nacken gelegt, ihr Blick erfasste die Uhr an der Wand. **Tick tack, tick tack, tick tack.** *Die Zeit, dachte Frau Murret, wie schön, dass sie einfach vergeht; ohne dass man etwas hinzutun muss.* **Tick tack, tick tack.** *Man muss doch nichts hinzutun, oder?* Ihr Blick ging von der Uhr zum Bücherregal. Er schweifte die Buchrücken, ohne gezielt nach etwas zu suchen. Und doch, fand er etwas. Geschichtsbücher, Memoiren, Dokumentationen, Biografien und Fotoalben. Frau Murret zog leicht die Augenbrauen zusammen. Doch sie ließ den Blick weiter-schweifen, zum Schreibtisch. **Tick tack, tick tack.** Dort lag Briefpapier und zwei angelesene Briefe. Über dem Schreibtisch, an der Pinnwand, hängen all die Postkarten, aus all den Jahren. Gestempelt und datiert. **Tack tack, tack tack.** Sie waren in die Zeit eingeschrieben.

Tack. Tack. Tack.

Was ist mit dieser Uhr? Frau Murret drehte ihren Kopf schnell zurück zur Uhr. *Sie sieht so anders aus... Ein bösariger Charakterzug muss sich in ihre Zeiger geschlichen haben.* Die Uhr tackte laut vor sich hin. Frau Murret zog erneut ihre Augenbrauen zusammen und lauschte, bis sie schließlich verstand. Die Tacks verformten ihren Rhythmus, ihren Hall, und wurden zu Worten.

„Hast du dich eingeschrieben Felicitas?“ Frau Murrets Augenbrauen fielen. „Was?“, flüsterte sie. „Die Einschreibefrist endet bald. Sie endet mit einem Tod. Mit deinem, oder meinem, oder sonst einem. Ich bin die Uhr, nicht die Zeit; das liegt nicht bei mir.“ „Ich soll mich einschreiben?“ „Tack, tack.“ „Wie soll ich mich einschreiben?“

Tack, tack, tack. „Warum soll ich mich einschreiben?“ **Tack, tack.**

Die bösarigen Zeiger hatten die Sprache verlernt.

Will ich mich in die Zeit einschreiben? Frau Murrets Blick wanderte erneut zum Bücherregal, zu den Memoiren. *Diese Menschen, sie wollten es. Aber sie hatten ja auch etwas zu sagen. Glaube ich.* Der Blick ging weiter zu den Postkarten. *Ob meine Freunde sich in die Zeit einschreiben wollten? Oder wollten sie bloß von ihrem Urlaub berichten und dabei haben sie sich ganz versehentlich eingeschrieben? Vielleicht spielt die Intention keine Rolle, vielleicht zählt es nur, dass sie sich eingeschrieben haben.*

Frau Murret schloss die Augen. *Sich in die Zeit einschreiben, das klingt so beruhigend; so solide. Das klingt nach Sicherheit. Etwas tun, was bleibt; was einen selbst beweist. Eine Beständigkeit, selbst über die eigene Zeit hinaus. Das muss ich doch wollen. Ich weiß nicht, ob ich das will.*

Sie öffnete die Augen wieder. *Warum soll etwas bleiben, wenn ich geh? Warum verspüre ich den Druck, auch noch außerhalb meines Körpers präsent zu sein? Das mutet doch Größenwahnsinnig an. Darf mein Körper mir nicht einfach genug sein?*

Für all die anderen scheint er nicht genug zu sein. Sie schreiben wie besessen. Sie schreiben Briefe, Messages, Tagebücher. Wenn es schlimm kommt, sogar Romane oder Essays. Sie scheinen so hektisch bemüht, irgendwie ihren Platz in der Zeit markieren zu können. Als wäre ihnen ihr Platz in der Welt nicht genug. Sie schreiben und schreiben.

Nein, das stimmt nicht. Da gibt es manche die nicht schreiben. Und dabei wollen sie es vielleicht.

Vielleicht haben sie kein Papier, oder nie gelernt zu schreiben, oder keine Kraft mehr zu schreiben. Ich habe all das, nur nichts zu sagen. Wie mich gibt es viele. Hunderte Blätter, tausende Worte und nichts zu sagen. Wie viele gibt es mit etwas zu sagen, aber mit nicht genug zum Schreiben? Ergibt sich aus all meinen Vorteilen, die Verantwortung etwas zum Sagen zu finden? Frau Murrets Blick hatte inzwischen einen langen Weg zurückgelegt, er blieb an ihrem Staubsauger hängen. So unerwartet, dass sie sich selbst überraschte, durchbrach sie die Stille im Raum. „Glaubst du, ich habe die moralische Verpflichtung, mich in die Zeit einzuschreiben?“ Der Staubsauger antwortete nicht. „Die meisten Staubsauger tun das nicht“, sagte sie.

Trotzdem, dachte sie weiter, ist das Einschreiben doch eine extreme Ungerechtigkeit und eine Einschränkung. Muss man den schreiben? Kann man sich nicht in die Zeit einsprechen? Wie die Märchen. Die Märchen, die eingesprochen, angesprochen, umgesprochen und weitergesprochen wurden. Bis sie dann schließlich, verdammt, nicht nur eingeschrieben, sondern auch festgeschrieben, wurden.

Vielleicht ist es das, was ich ändern sollte. Ich werde mich verweigern. Ich habe etwas zu sagen, nichts zu schreiben. Gegen das egomane Einschreiben! Ich werde nur noch sprechen und zuhören, nie wieder lesen und erst recht nicht schreiben. Ich werde nur sein. Ich werde beobachten, wie sich das Gesprochene mit der Zeit verformt und wie es vergeht. Dann werde auch ich gehen. Ohne den Versuch, eine Spur zu hinterlassen. Ohne dass jemals klar wird, was für ein Teil von welcher Zeit ich gewesen bin. Dass ich überhaupt gewesen bin.

Tack, tack tick, tack tick, tick tack, tick tack, tick tack.

Ein helles Summen brach den Rhythmus der Uhr auf. Frau Murret drehte ihren Kopf zum Schreibtisch. Eine kleine blaue Lampe an ihrem Handy bedeutete ihr, dass sie eine E-Mail bekommen hatte. Sie krabbelte zum Schreibtisch, zog das Handy zu sich herunter und las: „Rund-E-Mail an alle Kreismitarbeiter:innen, vom 28.05.2023, 19:05. Liebe Mitarbeiter:innen, es kam heute zu einiger Verwirrung bezüglich des Arbeitens über Privatgeräte. Um das klarzustellen, sie können morgen alle über Ihre Privatgeräte ganz normal auf Ihre Konten zugreifen. Ein Link dazu finden sie im Anhang. Der Arbeitsalltag wird morgen wie üblich fortgesetzt, sie sind ausdrücklich nicht freigestellt. Dass Sie für den Kontenzugriff nicht autorisiert oder geschult sind, stellen wir hiermit als, auf der Medieninkompetenz einzelner basierende, Falsch-Meldung klar.“

Mit freundlichen Grüßen, Ihr Vorstand.“

Falsch-Meldung FM

Da war sie, Frau Murret, eingeschrieben in die Zeit.

Restaurationsbericht:

Goldene Robe - Diebelmann Sammlung

5.6.1962

Die Goldene Robe ist eines der ältesten Sammlungsstücke, eine umfassende Restaurierung wurde bereits um 1928 unternommen, sie wurde jedoch aus ungeklärten Gründen abgebrochen (siehe **Anmerkungen**). Aktueller Restaurierungsversuch durchgeführt von Johannes Kleper, 1962, Restaurator der Diebelmann Sammlung.

Beschreibung:

Robe im üblichen ekklesiastischen Stil aus dem 11.Jh, wahrscheinlich um 1040/50. Gelbe Seide, durchstochen mit zwei anderen Faserfarben, davon eins Silberfaden mit Gold umhüllt, anderer Faden nicht identifizierbar, scheint zu leuchten. Robe ungefähr 190cm von Schulter bis Boden, Ärmel ungewöhnlich eng und lang. Keine Verschlüsse. Obere Öffnung (oben) nicht groß genug, um über den Kopf gezogen zu werden. Anwendung des Objektes deswegen unklar. Futter besteht aus blauem Leinen, zumindest im Rock - im Oberkörper aufgrund von verschiedenen Beschädigungen schwer festzustellen (siehe **Zustand**). Webmuster zeigt biblische Motive des Sündenfalls.

Zustand:

Objekt ist noch vollständig und ungewöhnlich gut erhalten. Linke Oberkörperhälfte mit unbekannter ausgetrockneter schwarzer Substanz unregelmäßig, jedoch vollständig, beschichtet - Test auf Blut negativ, Test auf Öl negativ. Auf der Rechten Oberkörperhälfte besteht Brandschaden, jedoch sind nur die inneren Stoffschichten betroffen - Feuer scheint innen begonnen zu haben (?). Die Saumlinie ist beschmutzt, an manchen Stellen reicht der Fleck bis zu 40cm hoch. Kurz oberhalb der linken Seite des Hüftsaums großer Einschnitt in die Robe. Schnitt ist unpräzise aber mit viel Kraft und einem scharfem Gegenstand entstanden.

Archivkiste war mit Motten gefüllt, alle tot, scheinen jedoch kein Schaden am Kleid verursacht zu haben (?).

Provenienz:

Fund 1893 in Eisentruhe unter zerfallenem Altar des verlassenen Kloster auf dem Heideneberg (BW) - Truhe ursprünglich verriegelt, Gebete auf Latein (?) eingeritzt in mindestens 10 verschiedenen Handschriften, alle kaum lesbar. In der Truhe lagen nach Fundbericht auch ein goldener Ball und eine unidentifizierbare Leiche, vermutlich tierischen Ursprungs. Knochen gummihaft, und sehr groß, ein Schädel wurde nicht im ursprünglichen Fundbericht verzeichnet.

Goldener Ball verloren (siehe **Anmerkungen**).

Für Truhe samt Knochen siehe *Sammlungsobjekt MZ16368*

1896 Ankauf von Gustav Diebelmann, versuchte Restaurierung 1928 scheitert. Grund hierfür unklar (siehe **Anmerkungen**).

Danach archivarisches stabile Lagerung in der Sammlung. Objekt wurde nie ausgestellt.

Anmerkungen:

- Goldener Ball wurde leider vom Finder, Wilhelm von Stetlingen, vor Beendigung der Ausgrabung in das Heidenloch (einem nahegelegenen Brunnen zum Kloster, entstanden vor dem Kloster) geschleudert. Begründung nicht nachzuvollziehen, war der Meinung, dass der Ball „nicht hier hingehörte“ und berichtete, dass der Mann im Brunnen ihm dafür drei Wünsche gegeben hätte. Polizeiliche Untersuchung folgt, Boden des Heidenlochs konnte nicht erfasst werden - Ball ist als vermisst registriert. Von Wilhelm von Stetlingen hörte man nicht wieder.

- Ehemaliger Restaurierungsbericht bricht zwei Wochen nach Beginn unbegründet ab, letzter Eintrag: „Flecken lassen sich schwer behandeln, Probe zur mikroskopischen Untersuchung entnommen“ Darauf folgen verbleichte Filmaufnahmen, vermutlich des Objektes vor dem ersten Restaurierungsversuch. Sie sind nicht

hilfreich, nur zutiefst beunruhigend, die letzten Bilder der Filmrolle zeigen einen Mann, der verzweifelt in die Kamera blickt. Der letzte Restaurator, Emil Hänne, lässt sich nicht kontaktieren.

- Auf dem Friedhof des Klosters wurden 6 Brüder im Jahr 1056 beigelegt. Über den Gräbern lagen körpergroße Steine mit Kreuzen eingeritzt, zwei davon waren auseinandergebrochen. Die Klosterannale vermerkt „unheiligen Besuch“ im gleichen Jahr. Das Kloster wurde 20 Jahre später vollständig verlassen, nachdem es weitere 5 Tote in einem Jahr gab (Siehe Eintrag für 1076).
- In der Archivakte sind 5 unterschiedliche Diebstahlversuche verzeichnet. 1952 wurde der Sicherheitsgrad des Objektes erhöht auf 4. Danach keine Diebstahlversuche. Objekt wurde bei keinem Versuch beschädigt.

Restaurierung

Vorhaben:

Anhand des Fundberichts wirkt es so, als seien die Schäden am Objekt zur ursprünglichen Verwendungszeit entstanden. Es wäre also lediglich eine Stabilisierung des Objektes nötig, bevor es zurück an die Sammlung gegeben wird. Versuchte Identifizierung des schwarzen Schadstoffes hierzu möglicherweise nötig. Versuch zur Identifizierung der unbekanntenen Faserarten geplant.

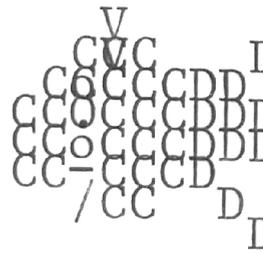
Resultat:

Restaurierung am 29.6.1962 wegen Krankheit des Restaurators abgebrochen - Objekt befindet sich wieder im Lager.

Empfehlung zur Aufbewahrung: Weiter wie vorher lagern, unter keinen Umständen der Öffentlichkeit zugänglich machen. Hohen Sicherheitsgrad beibehalten.

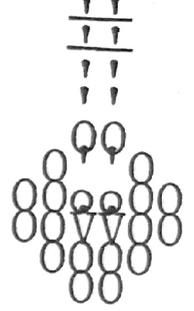
ich umarme dich und du gibst einen klang von dir, einen Ton
Ich umarme dich und es fühlt sich an als würde ich meinen Finger
in Wasser dippen

tip tip tip mich an
mich dahin
in den Buchstaben
umfasst, von deiner
Wärme umschlungen
die Taste schiebt sich
in den Keller
hin und her
als würde Jemand
abwechselnd
das E und UG
des Fahrstuhls drücken



es prasselt in - aus mir heraus
in mich hinein
das quadratische Loch vor mir
leert sich kontinuierlich
von Fülle übermannt
wird die Oberfläche matt

gestern stand ich in deinem Schatten
und ließ mich von der Sonne zwischen
deinen Haarsträhnen blenden
Dumpe, helle Lichtpunkte graben sich
durch Menschengewusel und Plastiktiere
die Luft klebrig süß
Ich blicke in den Auteich und
die Bäume zittern vor mir in Wellenlinien
wie drapierte Yumyumnudeln.



DDDD :
D DD D DD D DD = :
D DD DD DD DD DD = :

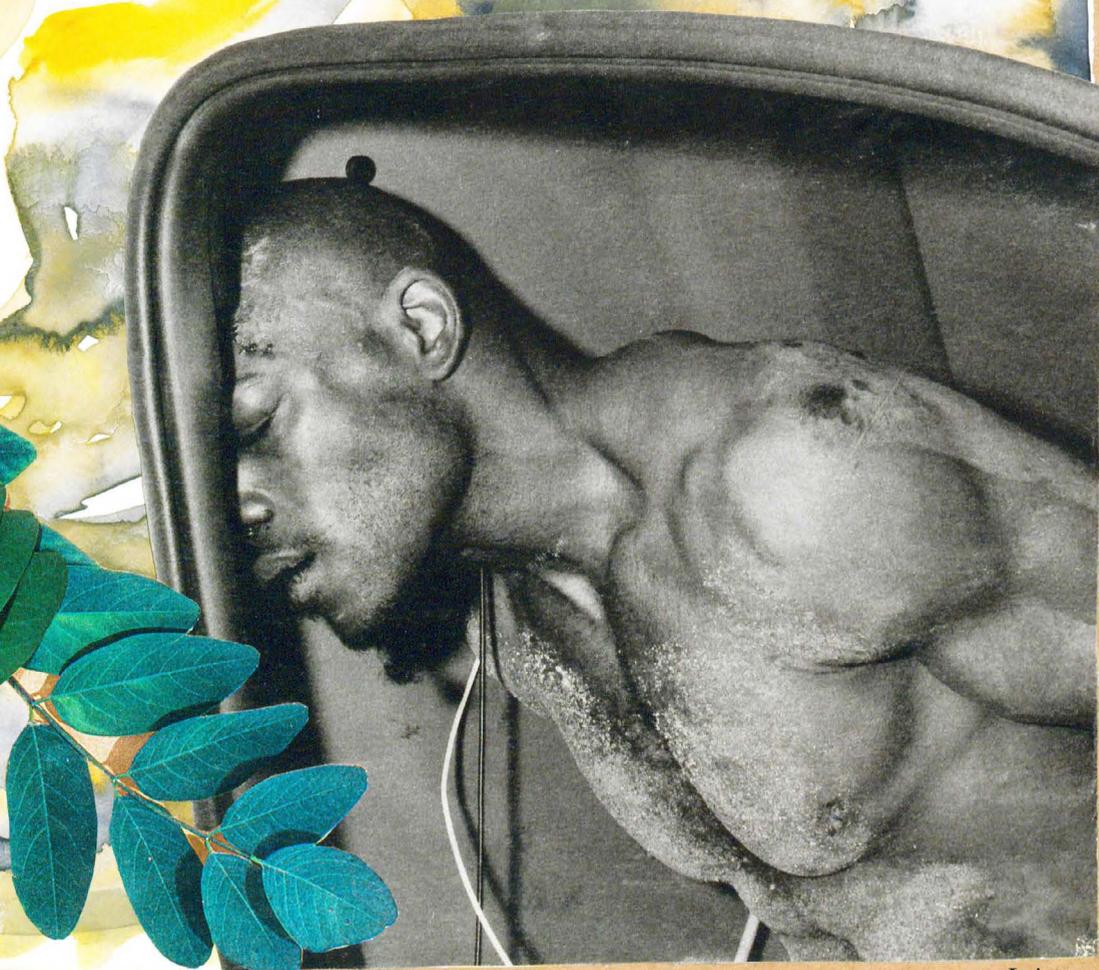
ZZZZZZZ
ZZZZZZZZZZZZZZW
ZZZZZZZZZZZZZZZZP
U U U U U U U U U U

XXXXXXXXXX
M XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
OXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
dXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
oooooooooooooooooooooooo





Hörst du mich?



Luisa



Fahrtenbuch

Palma de Mallorca, Oktober 2021

Im Herbst 2021 war ich als Artist in Residence in der Fundació Miró Mallorca eingeladen. Jeden Tag musste ich eine längere Strecke quer durch Palma mit dem Bus hin- und zurücklegen, und um mir die Zeit zu vertreiben, begann ich, während der Fahrt meine Beobachtungen aufzuschreiben.

Son Boter – Plaça d'Espanya

6. 10. 21

Einbahnstraßen, Sicherheitskameras und pastellfarbene Häuser.

Hohe Gärten hinter weißen Mauern. Forn la Bonanova – da habe ich zu Mittag gegessen.

Große alte Bäume, eine Burg in der Ferne. Alle Flora auf dieser Insel: Zypresse, Jasmin, Palme und, leider, Thujen (warum?)

Meine Hände und Unterarme sind voller schwarzer Tinte. An manche Bäume kann ich mich noch von Nordafrika erinnern – sie wachsen in Richtung des Windes.

Hotel Valparaiso Palace. Eine 15m hohe Efeu-Wand. Bambus und unordentliches Grün, da, wo wir in die Stadt einfahren.

Spanische Busse sind immer überfüllt, die Busfahrer sind immer tollkühn: Die schlimmste Kombination. Paläste ziehen vorbei, zwischen hässlichen Häusern – so viel Schönheit, so viel Vernachlässigung.

An der Bushaltestelle, eine Frau in einem smaragdfarbenen Kleid mit einem roten Gürtel und goldenen Sandalen – vielleicht schreibt sie gerade ihrem Liebhaber: Ich komme, mein Liebster! Andere Frauen sind in Pink und Zinnoberrot gekleidet.

Und eine einsame Palme auf einem Rasen: Ein Statement, aber was für eines?

Noch mehr hässliche Häuser – bewohnter Lärm. Eine Palme in einem zu kleinen Innenhof, sie sitzt fest. Frutería, ein zwielichtiges indisches Restaurant, Teppiche und Federbetten, Essen für Hunde und Katzen, ein Albinjunge und sein Freund, der ausschaut wie James Dean, noch mehr überquellende Gärten, dunkelgrüne Fensterläden an senffarbenen Fassaden, ein Lastwagen, auf den Mandeln gemalt wurden, in der Ferne das Dach eines Kirchturms, ausgedehnt wie eine Pyramide, betrunkene Zwerge in einer Taverne, eine Frau gähnt in einem Auto, in einem anderen Auto bemalt eine Frau ihre Lippen, eine Andeutung von Morandi in einem Möbelgeschäft. Ein großes Gebäude (Instituto), das mich an Bombay erinnert (etwas blasser vielleicht), sehr ehrgeizige Palmen, die die Straßen teilen, vier Spuren, Plaza Espanya.

Plaça d'Espanya – Son Boter

7.10. 21, 10:15

Chiaroscuro aus Sonnenlicht und Bäumen auf der Straße, das ist mein zweiter Sommer

Eine Brasilianerin telefoniert, vielleicht. Das Logo einer Versicherungsgesellschaft. Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang?

Ein Straßenschild weist die Richtung zu einem Traum: Dem Hafen

Schmutzige Wolken, Cafeteria Ling – Kaffee aus China?

Eine Frau mit Kupferhaar trägt Blumen auf und vielleicht auch in ihrer Handtasche.

Als nächstes eine schattige Gasse, eine kobaltblaue Hausfassade – Vermú Circus – Style Busses – 102 Palma. Ein Auge, das wie eine Sonne schaut, die Wimpern sind Sonnenstrahlen. Nur wenige Bäume im letzten Innenhof.

Eine dicke Frau mit gepunkteten Hosen, Sonne im Gesicht, Colonial Café, Marqués Tapas & Cocktails. Ein leerer Spielplatz, hinter Bäumen versteckt.

Marokkanische Bauarbeiter in leuchtenden Warnwesten. Superstore Asian Food mit einer Bananenpflanze.

„New chances – same dreams – new start“ steht auf dem T-shirt eines Typen, der gerade aus seinem Haus kommt und so aussieht, als ob er eben erst aufgestanden wäre.

Nisha Shop Tienda 24h – Lachsfarbene Balustraden, Hotel Felíz – so optimistisch.

Eine Flamencotänzerin in einer Jeansjacke, sie spricht mit ihrem Liebhaber, vielleicht

Wie heißt nochmal diese luftige lila Blume? Bus nach Cala Nova. Immergrüne Insel.

Hotel Horizonte. Bougainvillea Bougainvillea

Eine schwarze Katze neben der Straße überwacht den Verkehr. Schornsteine wie winzige Häuser auf den Dächern. Oh, eines dieser Häuser zu besitzen!

Eine Freske von Jesus, geschützt hinter Stacheldraht, so dicht geflochten, dass er das Kunstwerk verdeckt. Heiliges Gefängnis.

Keine Menschen mehr auf den Straßen. Residencia mixta de pensionistes.

Artsy Touristen, Strandblonde alte Hippies....

Son Boter – Plaça d’Espanya

16.16

Balkone, die sich nach dem Meer sehnen. Teenager in Schuluniformen
Blick auf die Stadt und auf die Berge und aufs Meer. Ich frage mich, wie viele
Menschen sich bei den Fahrten der tollkühnen Busfahrer verletzen. Ich werde von
meiner Sitznachbarin in eine Wolke aus Parfüm gehüllt. Auch die Palme sehnt
sich nach etwas, genauso wie der Balkon. Cafeteria California. Beim Postamt eine
Menge gelber Scooter, die, die tagsüber wie Kanarienvögel herumschießen. Eine
Million Häuser, in denen ich wohnen möchte. Aber ich warte immer noch auf das
eine. Um diese Zeit gehen alle nach Hause.

Cafe Bar Tropical hat für immer geschlossen. Es gibt viele Lokale hier, die
dich hungrig machen können. Ein himmelblauer Mini. Leere Parks, gefüllt mit
Sonnenlicht.

Afrikaner mit dicken Jacken. Farmacia. Asian Massage. 40 Saponi – Cafeteria
– Pizzeria.

Eine Fassade, bemalt von Gaudís Urenkel. Ein Doppeldeckerbus voller gelangweil-
ter Touristen. Vertrocknete Bäume auf den Balkonen. Ein Balkon ist eine Bühne,
Shakespeare wusste das. Aber niemand ist hier. Wahrscheinlich sind alle gerade in
irgendeinem Bus um diese Zeit. Ein Straßenlicht, umrahmt von den Ästen eines
Baumes. Wie die Umarmung eines Freundes. Ein anderes Straßenlicht, perfekte
Kugel, die neben einem sehr geraden Baum steht, wie zwei Fremde, die zusammen
auf den Bus warten, nicht zusammen.

Ich kann diese Leute, deren Maske alle dreißig Sekunden runterrutscht, nicht aus-
stehen. Große Gebäude, die große Schatten werfen. Eine konkave Fassade. So kann
man seinen Nachbarn gut vom Balkon grüßen. Ein Klaviergeschäft vor der Brücke.
Die zu was weiß ich führt. 16.37, 32 Grad. Detektive bieten ihre Dienste auf einem
sehr hohen Gebäude an.

Plaça d’Espanya – Son Boter

18. 10. 22., 9:48

Deutsche Bank, das hässlichste Gebäude in der ganzen Straße. Die ungekämmt
Köpfe der Palmen. Viele Häuser, in denen ich nicht leben möchte. Und dann ein
paar, wo ich es mir vorstellen könnte. Dann dieses Flussbett, das mit Freude gefüllt
ist. Mit Zypressen und Palmen und weißen Vögeln, die durchfliegen. Ein vertikales
Paradies im Untergrund.

Vermu blue, gelbe Häuser, die den Weg zum Meer anzeigen. So viele sonnengefüll-
te Farben. Häuser, die in der Farbe der Sonne gestrichen wurden. In einer Tank-
stelle, nur weiße Autos.

Ave Maria 1891. Magic games. Cafeteria – ich fahre zu schnell, um etwas zu sehen.

Son Boter – Plaça d’Espanya

25. 10. 22, 16.12

Der Bus hält an für eine Frau mit einem getigerten Schal. Das schlechte Wetter ist nicht gekommen. Ein Mädchen mit schwingendem Pferdeschwanz läuft vorbei. Teenager in Schuluniformen steigen ein. Ich sehe Erdogan auf der Straße. Er ist niemand, aber genauso unglücklich. Villa für Villa für Villa, mit überfließenden Gärten. Einer davon steht zum Verkauf. Ein Schloss, ein paar Touristen mit sonnenverbrannten Nacken gehen hinein. Ein Gärtner in einem leuchtendblauen T-shirt telefoniert hinter blühenden Büschen. Jean Batten ist hier gestorben, und es hat Jahre gedauert, bis es jemand bemerkt hat.

Niemand scheint je auf diesen Balkonen zu sitzen. Jemand hier hat einen beängstigenden Husten. Ein gelber Jeep. Eine Frau im Blumenkleid, orange und blau auf weiß. Weiße Sneaker, und ein weißer Gips um ihren gebräunten Unterarm. The Brain Academy (English in 5€/h). Ein chinesischer Löwe, ein bisschen rostig, aber immer noch wild. I habe einer alten Dame meinen Sitzplatz überlassen und sie hat mir die Hälfte davon wieder zurückgegeben. Aber jetzt ist es schwer zu schreiben, eine Million Leute im Bus. Ich hasse volle Busse. Und noch mehr Leute drängen sich herein, bei jeder Haltestelle, und es kommen noch so viele Haltestellen...





Totensonntag 2022 am Lubminer Strand:
Blumen von Trauernden treiben auf der Ostsee.

Sanja Bahr

Mooswelten

1.

So wie sich zwei Menschenleben verheddern sieht er die Steine,
die monoton von weißer Gischt bedeckt.

Seine bleichen Finger umklammern das Buch
und seine Gedanken hängen an ihr.

Die Moosflecken erinnern an kleine Kontinente,
verschiedene Grüntöne auf der Leinwand der Unendlichkeit.

Es ist leiser als Menschen je sein konnten,
auf der Bank am Meer, die deplaziert und abgelegen an der Küste steht.

Wie Wörter in ganz vielen Sätzen,
das Wort Du zum Beispiel,

sieht er sich in einem Kontext aus Welt,
der ein bisschen zu schlau für ihn ist.

Wieder Schönheit der Berührung zweier Leben empfunden
und Einsamkeit, wenn sie dann geht.

Der Blick bemüht sich, am Horizont festzuhalten,
fast unerträglich, dieses Alleinsein.

Die Mooswelten eine unangenehme Übertreibung der Idylle,
Und die Salzlucht kühlt ihm den Kopf.

2.

Existieren war immer eine unangenehme Nebenerscheinung des Seins
gewesen.

Der lange Körper meist geduckt, aufmerksame Augen wandernd.

Irgendwo abgelegte Blicke,

schufen ihm bescheidene Aufmerksamkeit.

Eines der wenigen zur Auswahl stehenden Band-Shirts übergeworfen,
immer schwarze Hose, immer gute Lederschuhe,

befremdlich für seine Generation.

Unscheinbare Nüchternheit,

schüchterne Egozentrik eines Viellesenden.

Schwitzen in der Frühlingssonne,

leichte Lippenbewegungen der gedanklichen Abwesenheit.

Nicht einmal einen Wahlkreis weiter,

nicht einmal ins nächste Dorf.

Philosophie und Politik waren sein Work-and-Travel,

andere Sprachen mochte er nicht.

So hat er jahrelang Wolken ausgestoßen,

manifestiert in Zigarettenrauch.

Quälende Unzufriedenheit und zitternde Lust auf etwas Unbekanntes

verschwanden irgendwann.

Er war nicht mehr unglücklich.

Langsam öffnete er seine innere Welt,

sie durfte an die frische Luft.

Von der Jugend geflüchtet ins Virtuelle,

niemandem in die Augen geschaut

- nicht einmal sich selbst -

war nichts mehr zu spüren.

3.

Er stirnrunzelte sich in die Freundschaft.
Sie schätze besonders seine offenen Ohren
und sein liebevolles Kichern.

Und es tat gut,
wie sein Selbstbewusstsein sprunghaft wuchs.

Wer war er überhaupt?
Eine Bekanntschaft über gemeinsame Freunde.

Ganz typisch, nur mal eben kein Student.
Er war immer ausgeglichen und hatte dennoch eine Tiefe,
die entfremdend, aber angenehm war.

Für sie war das der Reiz,
gedankenverlorene Schwere zu Fleisch geworden,
er war vom Schweigen gezeichnet.

Nach zwei Jahren schied sich ihr Weg, weil sie weiterzog und er wie
immer blieb.

4.

Die leckenden Wellen zerrinnen Sand unter seinen Zehen,
wühlen Muscheln in die weiche nackte Sohle,
erwartungsgemäß findet ein geworfener Stein seinen Weg in die Wellen.

Maya und er.

Wohnte sie nicht sogar am Meer?

Irgendwo, fern, wo sie hingehörte.

Das Buch noch immer zwischen den Händen,

helle Flecken auf den Wellen,

die er physikalisch bestens erklärt.

War das ein entbehrter Teil seines Wesens?

Abgetrennt von der Menschheit,

so weit weg von dem Seinen,

ein Teil von ihm will nach Hause,

ein Teil wollte weinen.

So wie sie immer lachen konnte, wenn ihr danach war.

Gemeinsame Zeit war von Umständen und Neugier diktiert geblieben.

So fühlt es sich an, immer stehenzubleiben.

Strandhafer pieksig in der Hose, Argwohn erregende Wattwurm-Löcher,

der Sand eher unangenehm.

Die Beine angewinkelt beginnt er zu lesen.

Ist wieder bei sich, raus aus der Welt,

deren Intensität gegen sein Inneres prellt.

Berührende Lebenswallungen erfolgreich in theoretischen Kontext ver-

wandelt!

Mundgerecht.

Mooswelten behalten auch einsam den Charme

und das Alleinsein und die wilden Gedanken

weichen der vertrauten Bahn.

* Anmerkung:

Logischerweise müssten es Algenwelten sein, aber das klingt nicht so schön.

Wunder Punkt

(Blumenplanet)

Ich starre hinaus ins All. Wann immer ich reise, denke ich an dich. Ich weiß gar nicht ganz genau, wo du bist, dort draußen. Aber irgendeiner dieser schwebenden Funken, die irgendwo in der Ferne untereinander fremdeln gehen, wird dir schon einmal vor die Augen gefallen sein, bestimmt. Denn manche Sterne sind sich näher als andere, und manche Planeten, die diesen Sternen nahe sind, vermutlich schon begangen worden, von dir. Ich weiß, dass du deinen Eltern die jährliche Nachricht für dieses Jahr noch nicht geschickt hast. Aber Zuhause sorgt sich niemand mehr um dich, weil man mittlerweile lange genug Zeit hatte, sich von dir zu entwöhnen. Und das klingt schrecklich, findest du nicht? Ich finde, dass das schrecklich klingt, während ich ins All hinaus starre. Trotzdem suche ich den wunden Punkt, im Universum, an dem du bist.

In der zweiten Klasse hast du herausgefunden, dass es Planeten geben soll, die nur von Blumen bedeckt sind. Und deine Mutter hat mit dir jede mögliche Ressource durchgesehen, von der die Hälfte unwahrscheinlich echt bis fiktional gewesen war. Dennoch, oder gerade deswegen, hast du mir deine Notizen trotzig, stolz, direkt vor und unter die Nase gehalten. „Schau’ mal“, hast du in etwa gesagt, „was ich ’rausg’fund’n hab““. Du warst ein verschneiftes Kind, das ständig Buchstaben verschluckt hat, wenn es aufgeregt war, und die Blumenplaneten haben dich immer in Aufregung versetzt, in jedem Unterrichtsfach, besonders in denen, die gerade nicht Kosmologie waren, aber genauso später in der Flugausbildung, die, die wir noch gemeinsam absolviert hatten, die, bei der es um nichts anderes als das Manövrieren im Orbit ging – du hast Buchstaben verschluckt, bis deine Sätze nur noch wie zerzupfte Blütenblätter Bestand hatten.

Ich frage mich, was du gerade an meiner Stelle tun würdest, ob du dich auch freiwillig zum Dienst gemeldet hättest. Was du davon gehalten hättest, das Fliegen zur Waffe zu machen. Kaum jemand aus unserer alten Truppe war mit angereist. Wir sitzen alle weit auseinander auf der Raumstation verteilt. Beziehungsweise stehe ich, und starre ins All hinaus. Bevor wir abgereist waren, saßen wir alle noch beisammen, in der alten Kaserne, so, als wäre seit dem letzten Mal nicht mehr als ein Jahrzehnt an Zeit vergangen. Aber mit dem Moment, in dem wir hier gelandet waren, herrschte Funkstille, als wären wir alle Fremde geworden. Würdest du mit mir am Fenster stehen, und hinausstarren, oder dich anschweigen, mit mir? Deine Mutter hat sich von mir verabschiedet, weißt du, und sie hat mich warm gedrückt. Ich weiß gar nicht mehr, wie sich Umarmungen von dir anfühlen, aber ich erlaube mir, zu glauben, dass sie wie ihre sein müssen.

Auf einmal wird alles laut. Ein Schiff dockt an die Station an, die Notfallsirenen schrillen von Eck zu Eck, der gesamte Korpus, in dem ich stehe, fängt an zu wackeln. Menschenmengen fangen an sich zu sammeln. Schreie überall, Blicke treffen meine Blicke, und sie alle sind verzweifelt. Ich bleibe stehen – glaubst du, das ist okay? Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich will mich eigentlich gar nicht bewegen. Wenn ich jetzt weiter aus dem Fenster starre, finde ich bestimmt deinen Blumenplaneten. Ich kann die einzelnen Lichter zählen, das beruhigt meinen Herzschlag. Doch eine Stimme, über Lautsprecher krächzend, bringt mich ständig aus der Fassung. Irgendwann packt mich jemand beim Arm, zieht mich mit, ich erkenne das Gesicht, aber ich weiß nicht, wer es ist. Immer kleiner wird das Fenster in meinem Blickfeld, und die getupften Flecken verschwinden in der dunklen Masse des Alls.

In deiner Nachricht des letzten Jahres meinstest du, dass sich das Gerücht über die Blumenplaneten bestätigt hätte. Es wurde nur durch weitere Gerüchte, und das Hören-Sagen gedeckt, aber es war das erste Mal, dass nicht nur die Quellen deiner Mutter den Umstand benannt hatten. Den Umstand, den ich mir gerade sehnlichst herbeiwünschen würde. Denn plötzlich beschleunigt sich das Geschehen, je länger die Sirenen den Raum in Kegeln rot durchleuchten, desto schneller scheint ihr Rhythmus zu werden. Desto hastiger werden meine Bewegungen, desto häufiger verfangen sich meine Schritte im Boden und desto stärker zieht die unbekannte Hand an meinem Arm. Desto mehr verlerne ich das Laufen, und das Atmen ohnehin. Als du in der zweiten Klasse, stammelnd, mit deinen Notizen vor mir standest, war deine größte Entdeckung, wenig stotternd, denn viel zu stottern war in dem Satz nicht gewesen: „Auf Blum`planet`n steht die Zeit still“.

Ein Schiff rammt in die Seitenteile der Raumstation, und wir geraten in Schiefelage. Wir poltern zur Seite, ich lande inmitten von aufgeschachtelten Körpern. Ich stütze mich auf meine geschundenen Hände und huste hellen Staub aus meinen Lungen. Ein weiteres Schiff bricht in die Außenwand, die Außenwand bricht. Das Fenster, an dem ich gerade noch gestanden war, birst in seine Einzelteile. Es wird kalt. Das gleiche, verstaubte Licht, das ich ausgeatmet hatte, taucht am Horizont auf. Direkt hinter den Glasscherben baut sich eine gewaltige Struktur auf. Für einen Moment treibt das Schiff, das die Außenwand eingerissen hatte, vor die geöffnete Stelle. Erst als es vollständig vorbeigezogen war, fällt mir auf, dass ich treibe. Ich sehe mich um, doch alles bleibt stehen. Der Menschenhaufen, all ihre verzerrten Gesichter. Kein Tropfen Zeit bleibt in ihren Gliedern. Doch ich treibe, in Richtung eines Meers an Scherben, die keinen Hinweis von sich geben, sich bewegen zu können. Ich sehe jetzt, was sich aufbaut, ich sehe die Struktur. Von hier bis zum Ende jeder Sichtweite steht ein Blumenfeld. Gelbe Blütenköpfe strecken sich in meine Richtung, ihr Staub greift meine Glieder. Die grünen Blätter ranken sich empor und öffnen das gläserne Tor ins Freie. Es sammelt sich alles Licht um mich, das je gelebt hat. Die Sterne, die ich angestarrt hatte, sind erloschen. Nur noch der schwarze Raum bleibt über mir übrig. Ich liege in einem Feld von Blumen, und es wird plötzlich wieder warm.

liebes jüngerer ich,

es gibt dinge, die ich gerne viel früher gewusst hätte:

du musst deinen körper nicht lieben, um ihn zu akzeptieren. auf jedes „es tut mir leid“ muss kein „ist schon okay“ folgen. es gibt so viel mehr als zwei geschlechter. du bist nicht erst dann wertvoll, wenn du etwas geschafft hast und du musst dir pausen nicht verdienen. du musst dich nicht für deine tränen schämen. liebe ist nicht begrenzt. du kannst immer nein sagen. es ist okay, die eigene meinung zu ändern. und es ist okay zu sagen „ich habe mich mit dem thema noch nicht genug beschäftigt, um eine meinung zu haben“. nur du entscheidest über deinen körper. du musst dein leben nicht dem entgegensetzen von klischees widmen. du bist nicht schuld. du bist queer genug. damit andere wissen, was du willst, musst du es laut aussprechen. beziehungen dürfen sich entwickeln. du musst anderen nicht gefallen. die polizei hilft dir nicht. du musst dich nicht für haare an deinem körper schämen. fast alles im leben ist ein prozess. du bist nicht weniger wert, wenn du für manches länger brauchst. menschen werden immer etwas an dir aussetzen haben. sich hilfe zu holen, ist mutig. so vieles im leben ist ein soziales konstrukt. körper sind vielfältig. du kannst lernen, dir selbst zu vergeben. du bist nicht verantwortlich dafür, wie sich andere menschen fühlen. du bist nicht zu empfindlich. du entscheidest selbst, welche menschen in deinem leben sind.

dein älteres ich

Als sie die Bilder betrachtete, merkte sie, dass sie ihre Gefühle getötet hatte. Diese Bilder, nicht einmal drei Monate her, fühlten sich an wie Jahre. Wie eine andere Person. Und wenn sie ihn ansah, spürte sie nur eine seltsame Leere. Und sie merkte, wie sie schon die vielen Kleinigkeiten vergessen hatte. Es war seltsam. Sie wusste, dass sie ganz gut darin war, zeitweise Gefühle zur Seite zu schieben, aber sie waren so intensiv gewesen und nun waren sie einfach weg. Kaum vorstellbar, wie anders es gewesen war, wie schwer ihr der Abschied gefallen war. Und nun, nun verblasste schon die Erinnerung.

Vielleicht hatte sie das Abenteuer und die Ferne zusammenschweißt. Vermutlich war es so. Und nun an einem anderen Ort und ganz weit entfernt davon, schien alles wie ein ferner Traum. Oder etwas, was eine andere Person erlebt hatte. Sie konnte sich nicht mehr damit identifizieren. Im Nachhinein hörte sich alles wie ein Teil eines Filmes an, aber sie hatte es beinahe vergessen. Als hätte es nie existiert.



Im Zimmer ist das Licht dunkelorange



Tair Borchardt

Eine Zeitschrift vom Campusfestival

eine Momentaufnahme des ausklingenden 16. Juni 2022,
aufgeschrieben und in Zeichen gebannt:

zwischen Gesprächen
- und zur Bahn gerannt -
„...er hat geschrieben“
und sie ist ausgebrannt
zwischen Nachtgelächter
und den Tränen von morgen
liegen Kummer und Freude
Leid und Sorgen
und Jubel, Euphorie
all die Klänge einer Symphonie
wie nur der Sommer sie schrieb
und nur der Juni sie spielen kann



ewige gartenparty.

Luzie Katzorke

Mantra der Güte

Ich werde deine Lebensrealität in den goldenen Wässern der Zuversicht baden; werde deinem Sein stets immerwache Würde und kindlich-väterliche Bewunderung entgegenbringen. Und wenn tausend tobende Winde es vermögen, die schönen Wände deiner Welt einzureißen, ja, dann werde ich jeden einzelnen Stein wieder auf den anderen setzen - auch wenn es ewig andauern wird.

Per aspera ad astra

Lüstern lacht die Niedertracht im Angesicht des leidenden Menschen

Bitterblaubeißend besetzt Sie des Geistes helles Licht

Bahnt Wege sich durch schmale Täler und reißt Wälder mit auf ihrem Ritt

Doch auch der leidende Mensch kann aufbegehren sich, im Angesicht, in dichter Schicht

Kann rebellieren gegen Dunkelheit und ebengleiche Schmerzwitter

Und gerade deshalb, eines Tage bald, wird auch der Weinende in goldener Unendlichkeit, zur grellen, schönen Herrlichkeit

Ich würde rennen, wenn ich nur könnte
Würde mich losreißen und ihr nachlaufen
Unermüdlich
Bis ich sie eingeholt habe
Sie ruft meinen Namen
Jedes Mal
Wenn sie mein Gesicht streichelt
„Folge mir. Bei mir ist es warm. Du brauchst keine dunklen Tage
mehr sehen.“
So spricht sie zu mir bevor sie mich wieder verlässt
Zurücklässt
Mit Tränen in den Augen
Tränen, die ich versuche zu verstecken
So gern würde ich ihrem Ruf folgen
Doch festgekettet bin ich und kann nichts dafür
Mein Tod wäre es ihr zu gehorchen
Ohne sie kann ich nicht leben
Nicht wachsen. Nicht gedeihen.
Wonach soll ich mich richten, wenn nicht nach ihr?
Wer weist mir den Weg?
Langsam, zunächst kaum spürbar, geht sie
Als wolle sie den Abschied nur schmerzhafter machen
Ich senke den Kopf als ihre Stimme verstummt
Die Dunkelheit umhüllt mich
Die Kälte lässt mich erstarren
Ich kann mich nicht rühren
Mein einziger Trost: die Hoffnung sie möge
mich morgen wieder besuchen.

Gedanken einer Sonnenblume

Anekdote aus dem Beichtstuhl

Immer wieder drehe ich den Kugelschreiber in meiner Hand um sich selbst, während ich lustlos auf den Hof vor mir schaue. Neben mir auf dem winzigen Holztischchen liegt Morten Pauls Dissertation zur Suhrkamps Theorie-Reihe. Obwohl ich eigentlich nicht rauche, hält meine rechte Hand eine angezündete Marlboro rot. Ich rauche, weil ich mir einrede, dass die Idee irgendwo in dieser bestimmten Form des Atmens liegt. Ich habe Morten Paul einmal gesehen. Per Zoom bei einem Vorstellungsgespräch. Er trug einen türkisblauen Trainingsanzug von Adidas und wollte kaum etwas über mich wissen.

Der Hof, auf den ich blicke, ist von rotbraunen Häuserblocks umgrenzt, aus deren Fassaden identische Metallbalkone ragen. Um die Balkone gerecht zwischen den Wohnungen aufzuteilen, hat man sie in der Mitte durch eine Milchglasscheibe getrennt, auch wenn sie dadurch nur gerade so groß sind, dass sie einen einzigen Stuhl fassen. Wenn man wie ich bereit ist, seine Beine beim Sitzen angewinkelt zu lassen, kann man mit ein paar Tricks noch einen kleinen Beistelltisch dazustellen. Ich schaue von den Balkonen zurück auf das Buch und von dort auf das rote Heft, das zwischen Aschenbecher und Kerze ebenfalls auf dem winzigen Tischchen liegt. Es ist ein Tagebuch, das ich hier irgendwann einmal (am 30.07.22) aus Witz angefangen und seitdem nie abgebrochen habe, sodass ich jetzt seit fast einem Jahr Eintragungen darin vornehme. Ich nehme es in die Hand, flüstere eine Sünde auf meiner Seite des Milchglases und trage sie ein.

12.05.23. Zigaretten: I
14.05.23. Zigaretten: I
15.05.23. Verspätungen: I
19.05.23. Lügen: II
20.05.23. ---
22.05.23. Verspätungen: I
23.05.23. Zigaretten: II, Unhöflich: I
25.05.23. ---
27.05.23. ---
28.05.23. Geburtstag vergessen: I
29.05.23. Verspätungen: II
06.06.23. Zigaretten: III

Die andere Seite bleibt wie immer stumm.

Ich weiß es doch

ein Gedicht für die Lücke

manchmal hab ich Angst davor schlafen zu gehen
mich unter Decken zu stecken
mein Haupt aufzubetten
und Schafe zu zähl'n

weil zwischen knisternden Laken
die wispernden Fragen
nur darauf warten
ihre Bahnen zu zieh'n

im Kosmos meiner Gedanken
dort errichten sie Schranken, um mich zu gemahnen
nur sie könnten mich vor dem Versagen bewahren

so erinnern sie mich
dass ich sicherlich nicht
im richtigen Licht stehe
ich...
bin mir da nicht sicher

soll ich mehr? Ja
kann ich mehr? Wer weiß das schon?

Mein Unterbewusstsein!

und so wie gewohnt, werde ich nicht geschont
mit Bildern, von gewollten Erfolgen,
illustren Verlusten
auch wenn ich mir bewusst bin
das die Zukunft kein Gefühl ist
wühlt es mich auf

es heißt: man soll über solche Dinge reden
 aber stehe ich verlegen meinem Gegenüber gegenüber
 dann höre ich nur ein Urteil heraus
das ich diesen Unsinn doch sicher nicht brauch
 mich nur sinnlos verausgab
 ich könne weder zaubern noch Wunder vollbringen
und könnte es gelingen mich von derlei zu lösen
 so böte mir das:
Ruhe und Freude
Als würden die Leute bis heute davon ausgeh'n
 dass ich mir nach dem Aufsteh'n
 nicht das Gleiche erzähl'
Es sind gute Argumente
 und denkt ihr ich stände hier vor euch
 würden sie wirken?
denkt ihr denn wirklich ich habs nicht im Kopf
 ihr mögt es nicht glauben: ich weiß es jedoch
Erfolg ist subjektiv
 aber sitzt als Subjekt tief
in meinem Denken
 und könnte ich es lenken
ich würde es tun
 da mir das aber nun nicht möglich ist
hab ich weiterhin Angst davor schlafen zu gehen
 mich unter Decken zu stecken
 mein Haupt aufzubetten
 und Schafe zu zähl'n

Fluchterfahrung aus seinem Buch

Ich wusste, dass ich vor Beginn der Reise ertrinken würde, aber trotzdem stieg ich ins Boot, ich habe alles verraten, ich habe mich selbst verraten, meine Einsamkeit, meine Traurigkeit, ich habe alles verraten, und ich habe alles gegeben und nichts war für mich übrig, bis ich ertrank wie ein junger Jasmin, der gepflückt wird, um zu riechen, und dann auf die Mülldeponie geworfen wird.

„Alles hat ein Ende nur die Wurst hat zwei“

Kapitel 1 - Einfach rein

Mit 50 km/ h fahren wir auf der mittleren Spur der Autobahn, irgendwo in Mitteldeutschland. Ich könnte nicht sagen, welche Stadt in der Nähe ist, eher gen Westen. Wir kommen von Hamburg und es geht Richtung Freiburg. Weil ich in Berlin aufgewachsen bin, kenne ich keine anderen deutschen Städte. Zumindest ist das meine Erklärung - Großstadtignoranz, Großstadtarroganz?

Das eigentliche Problem sind gerade auch die 50 km/ h, keine Baustelle.

Es kamen in der Situation einige erschwerende Faktoren zusammen: Ich sitze zum ersten Mal in dem Fahrzeug, ein zwanzig Jahre alter Twingo. Ich sitze auch zum ersten Mal, nachdem ich meinen Führerschein gemacht habe, wieder im Auto. Neben mir sitzt der Kontrolleur. Er ist auch mein Freund zu der Zeit. Er ist sehr korrekt, er hat sehr hohe Ansprüche, wovon ich mich schnell unter Druck setzen lasse. Er hat nicht mit einer so blutigen Fahranfängerin gerechnet. Außerdem gibt es hier Hügel. In Berlin gibt es keine Hügel. Das, in Kombination mit dem ollen Twingo, bedeutet man muss eigentlich in den dritten Gang schalten, um zumindest die 90 km/ h zu halten.

Drei Jahre später (kurz nach unserer Trennung) haben wir uns über das gemeinsame Autofahren unterhalten. Er hat sich dafür entschuldigt, dass er so perfektionistische Ansprüche an mich hatte, als Fahrerin, aber auch allgemein. Dann sprachen wir noch darüber, dass er sich gerade, wie ein Fähnchen im Wind fühle. Ein Teil der Staatsexamensvorbereitung allein in Frankreich, oder doch lieber in Hamburg mit den anderen? Mit welchen Freunden mag er gerade Zeit verbringen und warum, und warum muss er überhaupt über sowas nachdenken? Sonst war ich die, die sich an so Zeug aufhängen konnte. Irgendwie schräg. In der Zeit stand er ziemlich verloren im Leben, Kontrolleur ohne Kontrolle...

Mit meinem Mitbewohner, Nicht-Künstler, habe ich mich letztes über das Thema unterhalten. Eigentlich ging es darum, was junge Menschen so bewegt, worüber man schreiben könnte. Er meinte daraufhin, Klima sei schon etwas ausgelutscht. Wie wäre es denn mit dieser Verlorenheit, die wir so spüren. Nicht wissen, was man will, nicht wissen, was die Zukunft bringt. Hängt vielleicht ein bisschen zusammen. „Das liegt am immer schnelleren Tempo unserer Gesellschaft und dem Medienkonsum“, sagt er. Ich so, „das ist auch so ein Anfang Mitte Ende 20 Problem, oder?“. Beides zu einfach.

Aber ich muss ihm doch recht geben, die Medien verstärken sicher meine Zerfahrenheit. Man sieht so viel, Möglichkeiten, Lebensentwürfe, die einem unglaublich erstrebenswert vorkommen und weil wir so reich und privilegiert sind, ist es nicht unwahrscheinlich, Vieles davon auch auszuprobieren. Kann ich das auch sein? Die Zukunft ist sicher ungewiss (haha), da muss ich ihm auch recht geben. Nur weiß ich nicht, wie neu das Problem ist.

„Technischen Fortschritt“ fand ich als Kind ziemlich gruselig, Klonen war immer so ein Horrorszenario. Dabei fällt mir auf, die Art wie man sich die Zukunft vorstellt, ist vielleicht Teil des Problems. Bei mir geht das ungefähr so: Leben läuft, plötzlich die neue Entdeckung, aus ein mach zwei, und morgen wurde auch ich kopiert. Oder: Silvester 2056, 2057 beginnt und gleich sehr eigenartig, ganz Hamburg überschwemmt, überall Extremwetterlagen. Am Ende kriecht die halbe Menschheit. Etwas zu doll alles. Wahrscheinlich auch ein Problem des Medienkonsums.

In Wirklichkeit tüdelt man wohl vor sich her, die Unsicherheit ist mal stärker, mal schwächer. Die meiste Zeit drehen sich meine Gedanken darum, dass ich echt gerne wieder mit einer Person wäre, die ich so richtig doll liebe. So doll, dass die Anziehung im ganzen Körper zu spüren ist und sich nah sein, die einzige Möglichkeit. Gelegentlich beschäftige ich mich auch mit meinem Studium, Freunden und Familie, der kleinen Essstörung. Konkret: die Doktorarbeit (nur Medizin) wird endlich beendet, meine Brüder kommen in die Pubertät. Mein Onkel macht immer noch Wein, aber ich schaffe es leider nicht mehr so oft zu ihm. Mal wieder ein trockener Sommer und Ernte ist schon Ende August, ist das noch normal? Die Brüder machen Abitur, beginnen ihr Studium. Zwischendrin Meldung von Zeit online: „Chinesische Forscher wegen Genmanipulation zu Haftstrafen verurteilt - Forscherteam hat das Erbgut von Zwillingen mit Crispr verändert.“ Huch. Zwei Tage später trotzdem nicht der Einmarsch der Klonarmee in Deutschland, dafür aber drei Jahre später Russland‘ in die Ukraine.

Kapitel 2 - eine Geschichte aufbauen

Ich bin nicht besonders kreativ, also im Sinne von „etwas Neues schaffen.“ Um sicher zu gehen, habe ich die Bedeutung des Wortes nochmal gegoogelt und die lautet: „auf geistigem, künstlerischem Gebiet eigene Initiative, Ideen entwickeln“ (Oxford language), da haben wir es. Das heißt mir bleibt nichts anderes übrig, als mich an meiner Realität entlangzuhangeln.

Poetry Slam wäre vielleicht kein schlechtes Format für mich. Themen aus dem Leben, nicht genug Raum für viel Tiefe, erzählt mit besonderen oder drolligen Wörtern. Gelegentlich werden bei den Battles ja auch anspruchsvolle Texte vorgelesen, so richtig politisch z.B., aber damit wird selten das Wortgefecht gewonnen. Ich denke, besser kommen die weniger anspruchsvollen, dafür aber witzigen Texte beim Publikum an. Ganz selten hat die smarte Slamer*in das Glück, dass das Publikum nicht nur nach dem eigenen Wohlbefinden während und nach dem

vorgetragenen Text entscheidet, sondern wirklich darüber nachdenkt, was gesagt wurde und dann sogar so weit geht, darüber nachzudenken, wie schwierig es wohl war, diesen Inhalt so zu erzählen. Das hält maximal bis zum Finale, dann Riesenapplaus für den Spaßvogel, das Wohlbefinden gewinnt.

Warum aber doch kein Poetry Slam für mich? Zwei Probleme, zum einen müsste ich reimen. Gedichte müssen sich zwar heutzutage nicht mehr unbedingt reimen, das fände ich aber schon geiler. Zum anderen müsste ich eben witzig sein, man will ja wenigstens eine Chance aufs Gewinnen haben. Menschen zum Lachen zu bringen, bereitet mir Freude. Ein bisschen traurig macht es mich, wenn ich einen Witz erzähle und nicht gelacht wird.

Mein Großvater hatte dann noch einen Vorschlag an welchen Ort meine „Kreativität“ passen würde, nachdem ich ihm diesen Text vorgelesen hatte:

Die, die alles kann (und meine Patchwork-Mutter), hat mich mal gefragt, ob ich das Gefühl hätte, verwöhnt zu sein. Da war ich 12. Musste ich mich schon wieder anstrengen, reif für mein Alter zu antworten. „Ja“, habe ich damals gesagt. Ich wüsste um meine privilegierte Situation. Inzwischen muss ich gestehen, das Ausmaß kann ich nur in Häppchen begreifen. Mal schauen, ob es irgendwann ganz runter geht. Gleichzeitig musste ich mich damals doch auch ein wenig verteidigen. Dafür hatte ich mich auch schon in einigen Momenten, wie ein armes Schweinchen gefühlt - Mama, die weint, weil Stress wegen Geld oder auch belustigte Blicke beim Hockey, weil ich noch die Hallenschuhe anhatte, obwohl schon wieder Training auf dem Kunstrasen war. Lächerlich. Wenn man Feld-Hockey spielt, hat man das Recht abgelegt, sich „arm dran“ zu fühlen. Trotzdem hat das Schuhproblem, was auch andere Must-Haves des Sports betraf, zu mittelschwerer Ausgrenzung geführt. Und alle meine Mitspielerinnen wurden immer von den Eltern zum Training gebracht und abgeholt. Mein Vater besitzt aus Prinzip kein Auto, meine Mutter - weiß ich nicht. Dann bleibt nur noch gemeinsam mit den Öffis nach Hause zu fahren, nachdem sich einer der Erziehungsberechtigten vorher schon 50 Minuten mit Bus und S-Bahn zum Platz durchkämpfen musste. Da mache ich den Heimweg doch lieber allein. Außerdem gibt es ja noch die kleinen Brüder zu Hause. Jetzt würden sie mich alle auslachen, die Erziehungsberechtigten. Ich auch, mit etwas Herzweh. „Du armes Kind“. So habe ich auf jeden Fall gelernt mich immer ein ganz bisschen schuldig zu fühlen, für alles, was ich habe und bekomme.

Großvater: „Jaaaah, das würde doch ganz gut in diese DB-Magazine passen, die da am Sitzplatz.“ Aua! Aber ich bräuchte noch ein besseres Ende.

Die Beitragenden

Jade Pannier

aus Berlin, studiert Internationale Beziehungen und Romanistik in Erfurt
jade.pannier@gmx.de

Nina Sassenroth

geboren in Berlin, studiert Philosophie und Literaturwissenschaft in Erfurt
nina.sassenroth@hotmail.de

Alina Ruß

alias Nachtwandlerin

Bianka Tschaikner

geboren 1985, ist Künstlerin und lebt in Dornbirn, Österreich. Sie studierte Vergleichende Literaturwissenschaften in Wien und Mediengestaltung in Dornbirn und Santiago de Chile. Von 2012-14 studierte sie Druckgrafik in der International School of Graphic Arts Il Bisonte in Florenz und an der Fundación CIEC in Betanzos, Spanien. 2017 schloss sie ihren Master in Illustration an der Accademia di belle Arte in Macerata, Italien, ab. Ihre Arbeiten umfassen Druckgrafik, Zeichnung, Text, Keramik und verschiedene Buch- und Kunstbuchprojekte und waren Teil zahlreicher Ausstellungen im In- und Ausland, z.B. im Institute of Arts and Culture in Lahore, dem Österreichischen Kulturforum in New Delhi, der Österreichischen Residenz und der Khaas Gallery in Islamabad.
www.biancatsch aikner.com
@biancatsh

Constantin Schönefelder

Felicia Klapka

Florian Jäger

geboren 1988 in Magdeburg, ist Autor und promovierter Psychologe. 2020 bis 2022 hat er am Literaturinstitut Hildesheim studiert. Er schreibt Prosa und experimentelle Texte, und ist Teil der Dehnungen des Realismus sowie des Schreibkollektivs Kritter. 2021 ist sein Buch Im Rhythmus des Laufens im Egoth Verlag erschienen. In seinem noch unveröffentlichten Erzählband Aus dem Souterrain untersucht er menschliche Flucht- und Fabulationstendenzen. Im Schreiben interessiert ihn das subtil Subversive und Absurde.
florian.jaeger.de@gmail.com
@im_rhythmus_des_laufens

Hannelore Reichenbach

Jannik Schorn

geboren 1997, studierte Philosophie, Vergleichende Literaturwissenschaft und Französisch in Bonn. Seit 2020 Studium am Literaturinstitut Hildesheim. Schreibt Prosa, macht Musik und Kurzfilme.
jannik.schorn@yahoo.de

Josephine Krenz

Kaisa Eilenberger

@kaine.eile

Kay Schier

schier@uni-hildesheim.de

Laura Ragab

Leon Zechmann

Levin Simmet

Luisa

Lukas Gutsfeld

geboren im Ruhrgebiet, studiert am Literaturinstitut Hildesheim und schreibt Prosa und Lyrik. Veröffentlichungen zuletzt in der *BELLA Triste 64* und dem *open sewers 2*.

gutsfeld@protonmail.com

@niemandsson

Luna Malin

@lebens.betrunknen

Luzie Ana Catalina Katzorke

Hochschule für bildende Künste,
Hamburg

@luz.in.art

Melina Dimitriadis

studiert Kommunikationswissenschaft und Philosophie an der Universität Erfurt

@milly_1303

Mia Tausend

@lisamia1000

Miriam Meuser

mmeuser@posteo.de

Moriz Ranglack

Nora

Philipp Cyprian

geboren 1997, studierte Soziologie in Bremen. Davor und danach Auslandsaufenthalte in London und Kanada. Seit 2020 Studium am Literaturinstitut in Hildesheim. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien (zuletzt Koller #2), Teilnehmer der Prosawerkstatt Graz 2022, 2. Preisträger des Schwäbischen Literaturpreises 2022.

philipp.cyprian@outlook.com

@radiocyprian

Pirmin Karg

pirmin.karg@uni-erfurt.de

Sanja Bahr

22, Studentin (Humanbiologie), hat in der Pandemie analoge Fotografie für sich entdeckt
sanja@semmler-berlin.de

Selina Echter

selina@echter-s.de

Sina Aebischer

geboren 2000 in der Schweiz, lebt und studiert in Basel und schreibt dort mal mehr und mal weniger.
sina.aebischer@hotmail.ch

Sophie Olivia Taleja Schmidt

Künstlerin / Master (Art&Science)
an der Universität für angewandte Künste Wien
sophieotschmidt@gmail.com

Tair Borchardt

Valerie Zichy

geboren 2002 in Salzburg, lebt in Wien und studiert dort Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst sowie Philosophie an der Universität Wien. Seit 2017 tritt sie mit literarischen Texten auf unterschiedlichen Lesungen auf. Sie veröffentlichte Texte in verschiedenen Literaturmagazinen, beispielsweise in der bella triste oder der Literarischen Diversen. Seit 2021 organisiert sie die Lesereihe SEHR ERNSTE in Wien mit, seit 2023 veröffentlicht sie jeden Monat einen Beitrag im furchtbar literarischen radio der Sprachkunst Wien.
valeriezichy.com
@zivalerie
valerie.zichy@gmail.com

Zerdest Xani



Conglomerat

Herausgeberinnen:

Nina Sassenroth

Jade Pannier

Universität Erfurt

Nordhäuser Straße 63

99089 Erfurt

Layout und Satz:

Felix Walter | @felix_thecrazyone

Cover:

Felix Walter

Luzie Katzorke

mit freundlicher Unterstützung des
Studierendenrates der Universität Erfurt

